



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Soziale Bewegungsforschung: Von dekolonialer Kritik zu präfigurativer Epistemologie“

verfasst von / submitted by

Marco Bleile B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag. a Dr. in Sabine Prokop

„Die Gleichheit ist nicht ein Ziel, das die Regierungen und die Gesellschaften erreichen müssten. Die Gleichheit als Ziel ausgehend von der Ungleichheit zu setzen, bedeutet einen Abstand einzuführen, den gerade die Operation seiner "Verminderung" unendlich reproduziert. Wer von der Ungleichheit ausgeht, ist sicher, sie am Ende wiederzufinden. Man muss von der Gleichheit ausgehen, von diesem Minimum an Gleichheit, ohne das kein Wissen weitergegeben wird, kein Befehl ausgeführt wird, und man muss daran arbeiten, diese Gleichheit unendlich auszudehnen. Die Kenntnis der Gründe der Herrschaft hat keine Macht, die Herrschaft zu stürzen. Man muss immer schon begonnen haben, sie umzustürzen. Man muss mit der Entscheidung begonnen haben, sie zu ignorieren, ihr nicht Recht zu geben. Die Gleichheit ist eine Vorannahme, ein Ausgangsaxiom, oder sie ist nichts.“ (Rancière 2010[1983]: 300f., Herv. i. O.)

*“The master’s tools will never dismantle the master’s house. So went Audre Lorde’s credo in *Sister Outsider*, which has stood as a guiding principle of subaltern studies. It has meant avoiding the trappings of Eurocentric scholarship and the disciplinary edicts encompassed by it.*

[...] Even if it were true that his house cannot be dismantled by his tools, slaves have historically done something more provocative with such tools than attempt to dismantle the Big House. There are those who used those tools, developed additional ones, and built houses of their own on more or less generous soil. It is our view that the proper response is to follow their lead, transcending rather than dismantling Western ideas through building our own houses of thought. When enough houses are built, the hegemony of the master’s house—in fact, *mastery itself*—will cease to maintain its imperial status. Shelter needn’t be the rooms offered by such domination.” (Gordon; Gordon 2006: IX, Herv. i. O.)

Kurzfassung:

In dieser Masterarbeit, im Studienfach Internationale Entwicklung, wird der Frage nachgegangen, welche politischen, ethischen und wissenschaftstheoretischen Implikationen die Beforschung von sozialen Bewegungen mit sich bringen und wie damit umgegangen werden kann. Durch eine kritische, dekoloniale Analyse der Genealogie sowie Überprüfung von Grundannahmen moderner Sozialwissenschaft im Allgemeinen und der sozialen Bewegungsforschung im Speziellen, wird eine alternative epistemologische Grundlage für die soziale Bewegungsforschung gelegt. Durch die Aufnahme präfigurativer Politiken in den Wissensproduktionsprozess wird die Möglichkeit eröffnet, sowohl den Erkenntnishorizont zu erweitern, als auch ausbeuterische und unterdrückerische Aspekte der wissenschaftlichen Praxis zu überwinden.

Abstract:

In this master thesis in the field of international development, the question is explored which political, ethical and scientific-theoretical implications the research into social movements has and how it can be dealt with. Through a critical, decolonial analysis of the genealogy and a review of basic assumptions of modern social science in general and social movement studies in particular, an alternative epistemological basis for social movement research is laid. The inclusion of prefigurative politics in the knowledge production process opens up the possibility to broaden the knowledge horizon as well as to overcome exploitative and oppressive aspects of scientific practice.

Danksagung:

Zwar steht auf dem Deckblatt als Verfasser*in nur mein Name, doch war das Projekt Masterarbeit kein ganz individuelles Unterfangen. Ich möchte mich bei Sabine Prokop bedanken, die mit ihrer bestärkenden und gleichzeitig fordernden Art mich durch den Prozess des Schreibens begleitet und betreut hat. Nicht nur für die Unterstützung während der Masterarbeit möchte ich meiner Schwester Janine und meinen Eltern Kerstin und Thomas danken. Ohne euch wäre das Studium nur sehr schwer möglich gewesen. Ich möchte mich auch ganz herzlich bei meinen Mitbewohner*innen Suse, Mina und Hannes bedanken, die mich inhaltlich und persönlich (nicht nur) durch das Studium begleitet haben. Vielen Dank auch an Jakob, der mich regelmäßig für die Bibliothek motivieren konnte, wobei oft genug das gemeinsame Mittagessen schon ausreichend Motivation war.

Ein ganz besonderer Dank geht an Marlene, die immer für mich da war und an mich geglaubt hat, auch wenn ich es nicht so gut konnte. Ich schätze und bedanke mich für dein inhaltliches Feedback und die aufmunternde Unterstützung.

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort und Selbstpositionierung	2
2. Einleitende Gedanken	3
3. Soziale Bewegungen und ihre Beforschung	7
3.1. Was sind soziale Bewegungen?	8
3.2. Skizzierung der sozialen Bewegungs- und Protestforschung	11
3.3. Paradigmen der sozialen Bewegungsforschung	12
3.4. Europäische und angloamerikanischen Bewegungsforschung	16
4. Indigene und dekoloniale Wissenschaftskritik	19
4.1. Indigene Wissenschaftskritik	19
4.2. Dekoloniale Ansätze und Theorien	22
4.4. Die koloniale Differenz	33
4.5. Die dekoloniale Option der Transmoderne	35
4.5. <i>De-linking</i> und <i>border-thinking</i>	37
5. Politische und ethische Aspekte der sozialen Bewegungsforschung	42
5.1. Politisches Klima und soziale Bewegungsforschung	45
5.2. Bewegungsforschung mit Relevanz für soziale Bewegungen?	50
5.3. Repräsentation und politische Projektion	52
5.4. Positionierung von Bewegungsforscher*innen zu ihrem Feld	56
6. Für eine präfigurative Epistemologie in der Bewegungsforschung	60
6.1. Quo vadis, soziale Bewegungsforschung?	61
6.2 ¡Preguntando caminamos!	65
7. Abschließende Gedanken	77
8. Literaturverzeichnis	79
8.1. Links	87
8.2. Abbildungsverzeichnis	87

1. Vorwort und Selbstpositionierung

Die Idee der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sozialen Bewegungen und insbesondere der sozialen Bewegungsforschung im Rahmen der Masterarbeit, kam aus einem persönlichen Interesse an Veränderungen der herrschenden sozialen und politischen Verhältnisse. Durch das Masterstudium hinweg, stellte sich mir immer wieder die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion, vor allem auch im Hinblick auf die Auflösung globaler Ungleichheiten. Dabei waren es insbesondere dekoloniale Ansätze der Theoriebildung und Praxis, die mich während des gesamten Masterstudiums begleiteten und die ich für besonders nützlich und wichtig erachte.

Bei einer Auseinandersetzung mit dekolonialer Theorie findet unweigerlich eine kritische (Selbst)Reflexion mit der eigenen sozialen Positionierung und wissenschaftlichen Verortung statt. Mit sozialer Positionierung meine ich hier die eigene Stellung in gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich aus konstruierten und essenzialisierten Kategorien ergibt, die ihre Grundlage wiederum in struktureller Diskriminierung haben. Das vorherrschende ökonomische System, der neoliberale Kapitalismus, aber auch das politische System, die parlamentarische Demokratie, basieren und profitieren von der Kategorisierung und Hierarchisierung von Menschen. Strukturelle Diskriminierungsverhältnisse wie Klassismus, Sexismus und Rassismus sichern diese Herrschaftsverhältnisse. Als *weißer* hetero cis-Mann in einer patriarchal, heterosexistisch und rassistisch strukturierten Gesellschaft, sehe ich mich in einer privilegierten Position, die ich nicht leugnen kann, aber eine kritische Reflexion der eigenen sozialen Positionierung ermöglicht es, dazu Stellung zu nehmen. Eine antidiskriminierende Haltung beschränkt sich dabei nicht auf gesellschaftliche Beziehungen, sondern sieht auch die Wissenschaft als Teil und Ausdruck sozialer und politischer Verhältnisse. Gerade deshalb ist eine kritische Reflexion, sowie Offenlegung der eigenen Positionierung unbedingt notwendig. Das vorherrschende wissenschaftliche Paradigma, der Positivismus mit seiner vermeintlichen Objektivität, trägt dazu bei, gesellschaftliche Macht- und Diskriminierungsverhältnisse zu verschleiern (oder sogar zu unterstützen). Die moderne Wissenschaft hat dabei geholfen, Diskriminierungsverhältnisse zu legitimieren und trägt auch heute noch zur Produktion von Herrschaftswissen bei, welches den Erhalt der gesellschaftlichen Verhältnisse unterstützt. Herrschaftskritische Ansätze, wie (queer-)feministische und dekoloniale Theorien halte ich für besonders geeignet, um den reaktionären Charakter der modernen Wissenschaft zu dekolonialisieren und eine anti-unterdrückerische Wissensproduktion zu ermöglichen. Die soziale Bewegungsforschung kann dabei eine Beispielrolle übernehmen, da meiner Meinung nach, die Nähe

zu und Interaktion mit dekolonialen, autonomen und emanzipatorischen sozialen Bewegungen und ihren kollektiven Reflexions- und Wissensproduktionsprozessen einen Zukunftshorizont für eine hierarchiefreie Wissensproduktion, auch innerhalb der Universität eröffnet.

2. Einleitende Gedanken

Wissenschaftliche Debatten um Forschungsethik, Methodik oder Methodologie sind keine Seltenheit in sozialwissenschaftlichen Diskursen. Auch Fragen um Normativität sozialwissenschaftlicher Forschung und ihr Beitrag für die Gesellschaft, werden seit dem sog. Positivismusstreit in den 1960ern im deutschsprachigen Raum immer wieder diskutiert (Adorno et al. 1978). In der sozialen Bewegungsforschung sind diese Debatten von einer sehr spezifischen Qualität, da sowohl der Untersuchungsgegenstand, als auch die Aussagen, die über soziale Bewegungen getroffen werden, politisch sind und Bewegungsforscher*innen sich selbst oft als Teil einer Bewegung begreifen oder zumindest positiv auf sie beziehen (Rucht 2017; Ullrich 2019). Bei einem Blick in einschlägige Journals fällt auf, dass die Diskussion um normative Forschung und Forschungsethik besonders aktuell im deutschsprachigen Raum geführt wird. So gibt es seit 2018 eine Debatte im *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, um politische Finanzierung von Forschung durch staatliche Behörden bzw. politischen NGOs und der damit einhergehenden Positionierung von Forschenden (siehe Teune, Ullrich 2018; Finkbeiner, Schenke 2018). Des Weiteren wurde erst kürzlich eine Methodendebatte zur Erforschung rechter Bewegungen im *Forschungsjournal* (2019) angestoßen, die sich mit Erkenntnisinteresse, Werturteilsfreiheit und methodologischen Überlegungen auseinandersetzt. Anlass war die Veröffentlichung eines Statements des *Forschungsnetzwerks Frauen und Rechtsextremismus* Anfang 2019, in welchem Methodologie und Methodik der eigenen Forschung reflektiert wurden. Grund dafür war ein Liebesverhältnis zwischen einer forschenden Person und einem rechten Aktivist, welches sich im Rahmen einer ethnographischen Studie entwickelte (siehe auch Diefenbach et al. 2019).¹ Aktuelle Interventionen zu wissenschaftstheoretischen Überlegungen, dem Dekolonisieren der Methodologie und Überdenken epistemologischer Grundannahmen in der sozialen Bewegungsforschung, kamen unter anderem durch die deutschen Soziolog*innen Antje Daniel (2019), Alissa Starodub (2019) und Sabrina Zajak (2018).

In einschlägigen englischsprachigen Journals ist die wissenschaftstheoretische Debatte um Forschungsethik, Positionierung und Normativität, abgesehen von einzelnen Spezialausgaben nur sehr sporadisch vorhanden. So gab es im Themenheft des Journals *Social Movement Studies* (2012)

¹ Sozialwissenschaftliche Forschung zu rechten Bewegungen ist eine Leerstelle sowohl in der deutschsprachigen als auch in der anglophonen akademischen Debatte (mehr dazu siehe Kapitel 3.4.)

und im ersten Heft des wissenschaftlichen/aktivistischen Journals *interface* (2009) Auseinandersetzung zu diesem Themenbereich. Selbst im aktuellsten und umfangreichsten Handbuch zu sozialer Bewegungsforschung *The Wiley Blackwell Companion to Social Movements* (Snow et al. 2019) fehlen Beiträge zur wissenschaftstheoretischen Fundierung und einer epistemologischen Auseinandersetzung innerhalb der sozialen Bewegungsforschung. Eine größere und spezifischere Debatte um das Verhältnis zwischen Forscher*innen und sozialen Bewegungen fand 2014/15 im südafrikanischen Journal für Politikwissenschaften *Politikon* statt. Darin wurden intersektionale Ambivalenzen und Machtverhältnisse zwischen engagierten Forscher*innen und Aktivist*innen diskutiert (siehe Mdalose 2014; Friedman 2015; Walsh 2015; Steyn 2016). Bedeutender für die inhaltliche Debatte sind Sammelbände, die sich zwar nicht nur, aber auch mit forschungsethischen Fragen, kolonialen Kontinuitäten innerhalb der modernen Wissenschaften und alternativen Forschungsmethodologien auseinandersetzen (Croteau et al. 2005; Graeber, Shukaitis 2007; Amster et al. 2009; Motta, Nielsen 2011).

Mit dieser Abschlussarbeit möchte ich einen Beitrag zu einer tieferen Reflexion epistemologischer Grundannahmen sowie politischer und ethischer Implikationen sozialer Bewegungsforschung leisten. Meiner Auffassung wird die dekoloniale Kritik und Theoriebildung nur sehr marginal in Diskursen der Bewegungsforschung rezipiert, geschweige denn in einen fruchtbaren Austausch gebracht. Dabei haben dekoloniale Ansätze das Potential, einen bedeutenden und wichtigen Beitrag zu einer Transformation und Entkolonialisierung sozialwissenschaftlicher Forschung in Bezug auf soziale Bewegungen, aber auch allgemein, beizutragen.

Relevanz für die Internationale Entwicklung:

Soziale Bewegungen sind weltweit wichtige Akteur*innen für sozialen und politischen Wandel und damit auch ein interessantes Feld für die Bereiche Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit. Sie machen auf Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten aufmerksam, mit dem Ziel die herrschenden Verhältnisse, die diese produzieren, zu verändern. Die transdisziplinäre Perspektive der Internationalen Entwicklung macht es möglich, soziale Bewegungen nicht im engen Korsett einer einzelnen wissenschaftlichen Disziplin zu untersuchen, sondern regt eine offene Reflexion über Methodenwahl, Forschungsethik und Positionierung der Forschenden an. Die forschungs- und praxisorientierte Internationale Entwicklung kann von einer kritischen Reflexion der eigenen Annahmen zum Feld der sozialen Bewegungen und der Herangehensweise im Forschungsprozess viel lernen. Insbesondere mit dem Eingeständnis, dass die herrschende wissenschaftliche Praxis koloniale Kontinuitäten und Ungleichheiten (re-)produziert. Mit dieser Arbeit möchte ich auch einen Anstoß geben, nicht nur globale Ungleichheiten wissenschaftlich zu untersuchen, sondern auch über

Ungleichheiten in der wissenschaftlichen Untersuchung nachzudenken. Gerade in der Internationalen Entwicklung gibt es regen globalen wissenschaftlichen Kontakt mit unterschiedlichen Wertvorstellungen, Kosmvisionen und Wissenssystemen. Eine Forschung auf Augenhöhe erfordert nicht nur das kritische Hinterfragen der eigenen Annahmen und der Positionierung, sowie Verständnis und Toleranz, sondern meiner Meinung nach auch die Transformation von Forschungsobjekten zu Forschungssubjekten und Co-Forscher*innen. Dafür benötigt es allerdings auch ein Überdenken des Verständnisses von Wissen, also was Wissen überhaupt ist und wie es produziert werden kann. Die Ausführungen in dieser Arbeit sind keineswegs auf die soziale Bewegungsforschung beschränkt, sondern haben auch Relevanz für die Entwicklungsforschung.

Ziel der Arbeit/Forschungsfrage:

Die europäische Moderne und die sich daraus entwickelnden Sozialwissenschaften sind historisch eng mit den imperialen und kolonialen Projekten europäischer Staaten verbunden (Smith (2012[1999]; Grosfoguel 2013; Dussel 1993). Neben den wirtschaftlichen, politischen und nationalistischen Phänomenen ist es insbesondere das imperiale Projekt selbst, welches einen großen ideologischen Einfluss, sowohl auf die Menschen der kolonialen Zentren, als auch der Kolonien hatte. Mit dem Aufbau der Kolonien wurden nicht nur die indigenen Bevölkerungen politisch, kulturell, wirtschaftlich und sozial unterdrückt, sondern ihnen wurde auch das westliche Wissenssystem aufgezwungen, während die lokal bereits bestehenden Wissenssysteme diskreditiert und als zu überwinden dargestellt wurden (Smith 2012; Exo 2017). Nicht nur dezidiert antikoloniale oder dekoloniale soziale Bewegungen setzen sich mit unterschiedlichen Mitteln und Strategien für ein Auflösen der kolonialen Kontinuitäten und der Veränderung sozialer Verhältnisse ein. Auch soziale Bewegungen mit vordergründig anderen Zielen, wie die Umwelt- oder Frauen*bewegungen, reflektieren Rassismus und koloniale Kontinuitäten in ihrer Praxis. Insbesondere bei autonomen und emanzipatorischen sozialen Bewegungen wird versucht bestehende soziale Verhältnisse bereits im eigenen Organisieren und Mobilisieren zu verändern (Yates 2015). Forscher*innen und Forscher sind ebenfalls Teil dieser Verhältnisse, ihre Arbeit und die daraus resultierenden Erkenntnisse sind nicht losgelöst von Raum, Zeit und Kontext ihrer Forschung. Dennoch gilt es als Ideal, eine vermeintliche Objektivität und Distanz zum Forschungsobjekt zu wahren. Ziel dieser Arbeit ist es, sich nicht gegen Wissenschaft oder akademische Wissensproduktion zu positionieren, sondern vielmehr den möglichen Wissenshorizont in Bezug auf soziale Bewegungen zu erweitern. Dafür benötigt es aber eine Kritik an den vorherrschenden epistemologischen Grundannahmen sowie den ethischen und politischen Implikationen sozialer Bewegungsforschung. Doch möchte ich über die Formulierung bloßer negativer Kritik hinausgehen und die Möglichkeit einer epistemologischen Alternative skizzieren, die durch eine fruchtbare Vereinigung postmoderner und dekolonialer

Wissenschaftskonzepte den besonderen ethischen und politischen Implikationen der sozialen Bewegungsforschung Rechnung trägt. Mit dem kritischen Fokus auf Epistemologie, möchte ich zum Entkolonialisieren der modernen Wissenschaft beitragen, denn eine Veränderung der Annahmen über was Wissen ist und wie es erkannt wird, verändert nicht nur den Inhalt des Gesprächs sondern auch den Modus (Mignolo 2011a).

Aufbau der Arbeit:

Beginnen möchte ich in Kapitel drei mit einem Blick in die Literatur, um eine Arbeitsdefinition für das Phänomen soziale Bewegung zu eröffnen. Dabei geht es weniger um eine allumfassende Definition des Phänomens, sondern viel mehr um die Einführung von Begrifflichkeiten und Vorstellungen, die in diesem Forschungsfeld vorhanden sind. Daran anschließend werde ich mich der sozialen Bewegungsforschung zuwenden, ihrer Geschichte, die ich anhand zentraler Paradigmen(wechsel) nachzeichnen werde, ebenso wie Selbstverständnis und Ziele sozialer Bewegungsforschung. Darauf folgt eine kurze geographische Verortung der Wissensproduktion über soziale Bewegungen.

In Kapitel vier werde ich mich kritisch mit sozialwissenschaftlicher Forschung und Wissenschaft im Allgemeinen auseinandersetzen. Dabei werde ich insbesondere indigene Kritik an sozialwissenschaftlicher Forschung sowie Ansätze der dekolonialen Wissenschaftskritik vorstellen und Grundlagen einer dekolonialen Epistemologie erörtern. Die Analyse des kolonialen/modernen Weltsystems anhand der Achsen Kolonialität der Macht und Kolonialität des Wissens ermöglicht die Lokalisierung der kolonialen Differenz und dient als Grundlage für die Möglichkeit ihrer Überwindung. Ich werde sowohl einen dekolonialen Zukunftshorizont skizzieren als auch epistemologische Grundlagen für eine transmoderne Wissenschaft entwerfen.

Nach der allgemeinen Wissenschaftskritik werde ich in Kapitel fünf diverse politische und ethische Aspekte der Forschung über soziale Bewegungen problematisieren. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk auf dem Verhältnis von Forscher*innen zu sozialen Bewegungen sowie andersherum. Da sozialwissenschaftliche Forschung nicht in einem luftleeren Raum stattfindet, möchte ich auch Implikationen eines sich ändernden politischen Klimas sowie zukunftsorientierter Polizeiarbeit und Sicherheit der Forschungsteilnehmer*innen betrachten. Seit Beginn der 2000er ist ein Trend zu erkennen, dass Protest als Störung der öffentlichen Ordnung und als Sicherheitsrisiko eingestuft wird (Gillham 2011) und damit die soziale Bewegungsforschung auch für Sicherheitsbehörden interessant wird (Dencik, Hintz, Carey 2018). Daran anschließend, werde ich die Frage der Relevanz von Erkenntnissen aus der Beforschung sozialer Bewegungen von verschiedenen Seiten beleuchten, denn neben Sicherheitsbehörden und der Wissenschaft, sind es auch soziale Bewegungen, die ein Interesse daran haben, wissenschaftliche Erkenntnisse über sich selbst nutzen zu können (Flacks

2005). Von aktivistischer Seite kommt auch Kritik an der Repräsentation von Bewegungen durch Wissenschaftler*innen und sogenannten Expert*innen, sowie problematische Projektionen, die soziale Bewegungen als Bestätigungen wissenschaftlicher Theorien in Schemata pressen (Mdlalose 2014). Zum Ende des Kapitels werde ich noch kurz auf die von Ullrich (2019) vorgestellte Sozialfigur der Bewegungsforscher*in und die damit zusammenhängende Debatte um Positionierung zum Feld eingehen.

Im sechsten und letzten Kapitel werde ich die Schlüsse aus den vorgebrachten Kritiken sowie ethischen und politischen Problematiken der sozialen Bewegungsforschung ziehen und eine alternative Epistemologie skizzieren, die auf diese Schwierigkeiten antwortet. Ausgehend von Strategien emanzipatorischer und dekolonialer sozialer Bewegungen, werde ich an die Möglichkeit einer präfigurativen Epistemologie heranzuführen, die Forschung und Wissen/schaft offener, relationaler und kollektiver gestalten kann. Für die Konkretisierung einer möglichen präfigurativen Epistemologie möchte ich das argentinische Forschungskollektiv *colectivo situaciones* vorstellen und ihre Auffassung von Forschung auf dekoloniale Kritik und politischen und ethischen Implikationen untersuchen.

3. Soziale Bewegungen und ihre Beforschung

So unterschiedlich und komplex wie gesellschaftliche Phänomene, sind auch soziale Bewegungen nur schwer in einer einheitlichen Definition zu erfassen. Aussagen darüber, was eigentlich soziale Bewegungen sind, wie sie entstehen, wer sich an ihnen beteiligt, wie sie vorgehen und ähnliche Fragen, sind Teil des relativ jungen Forschungsfeldes der Social Movement Studies bzw. sozialen Bewegungs- und Protestforschung. Da sich die soziale Bewegungsforschung aus unterschiedlichen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen zusammensetzt und sich über die letzten Jahrzehnte Veränderungen in den jeweiligen Disziplinen, auch bei der Erforschung sozialer Bewegungen, niedergeschlagen haben, werde ich im Folgenden Definitionsbeispiele aus der Literatur vorstellen und kurz diskutieren. Darauf folgend wird die Entstehung und die Geschichte der sozialen Bewegungsforschung anhand vorherrschender Paradigmen skizziert. Dieses Kapitel soll zum Verständnis des Phänomens sozialer Bewegungen sowie der wissenschaftlichen Beforschung derselben beitragen.

In den letzten 60 Jahren hat sich das Forschungsinteresse an dem Phänomen soziale Bewegung disziplinen- und länderübergreifend kontinuierlich gesteigert. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sich mittlerweile ein Kanon aus Sammelbänden, einschlägigen Journals, Einführungen und

sogenannten Standardwerken gebildet hat. Immer wieder wird darin die Frage nach einer Definition von sozialen Bewegungen aufgeworfen und versucht diese zu beantworten. Wie weiter unten noch deutlich werden wird, gibt es eine Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven und Fokusse, die sich dem Phänomen annähern, welche insbesondere der Herangehensweise unterschiedlicher Disziplinen geschuldet sind. Als eines der Standardwerke in der englischsprachigen Fachwelt wird das 1999 erstveröffentlichte „Social Movements – An Introduction“ der beiden italienischen Soziolog*innen Donatella della Porta und Mario Diani (2006[1999]) angesehen, welches grundlegende analytische Achsen vorstellt, um das Phänomen soziale Bewegung zu untersuchen und besser zu verstehen. Obwohl es noch im selben Jahr, nur ein paar Monate nach dem Erscheinen des Buches, in Seattle aufgrund der Ministerialkonferenz der World Trade Organisation (WTO) zu Aufsehen erregenden Protesten kam, die nach Einschätzungen der wissenschaftlichen Fachwelt eine neue, ganz andere Qualität von politischem Protest und kollektiver Handlung besaßen, lieferte diese Publikation einen bedeutenden Beitrag zur Konsolidierung des Forschungsfeldes. Der globalisierungskritische Protest sowie dessen Repression zogen eine breite öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und zwangen somit Medien auf der ganzen Welt dazu, darüber zu berichten. Um den Protest einzuordnen und zu verstehen, bekamen auch Bewegungsforscher*in mediale Aufmerksamkeit. In der zweiten Auflage des Werkes waren die globalisierungskritischen Proteste in Seattle (aber auch weltweit) der Ausgangspunkt für die Analyse von sozialen Bewegungen, welche mit ‚neuen‘ Mustern kollektiver Handlungen politischen Protest zum Ausdruck gebracht haben (della Porta, Diani 2006[1999]).

3.1. Was sind soziale Bewegungen?

Für die Konzeptualisierung des Phänomens soziale Bewegung hat sich im Vergleich zur ersten 1999 erschienenen, der beiden Ausgaben „Social Movements – An Introduction“ nichts fundamental geändert. Donnatella della Porta und Mario Diani identifizieren weiterhin drei analytische Achsen, die eine soziale Bewegung ausmachen: “[...] social movements are a distinct social process, consisting of the mechanisms through which actors engaged in collective action: (1) are involved in conflictual relations with clearly identified opponents; (2) are linked by dense informal networks; (3) share a distinct collective identity.” (della Porta; Diani 2006: 20)

Della Porta und Diani (2006) sehen Akteur*innen von sozialen Bewegungen als Beteiligte in politischen und/oder kulturellen Konflikten, um entweder sozialen Wandel herbeizuführen, zu verhindern oder umzukehren. Als Konflikt bezeichnen sie hier eine gegensätzliche Beziehung zwischen unterschiedlichen Akteur*innen, welche Kontrolle über ein politisches, ökonomisches oder soziales Feld erreichen möchten und die in dessen Verlauf Forderungen stellen, die bei Erfüllung dem

Interesse der anderen Akteur*innen schaden würden (della Porta, Diani 2006). Allerdings entspricht allein das Adressieren von kollektiven Problemen, das Produzieren von Allgemeingütern oder der Ausdruck von Unterstützung für moralische Werte oder Prinzipien, nicht automatisch Handlungen einer sozialen Bewegung. Viel mehr benötigt es die Identifizierung und Benennung von Zielen, die mit kollektivem Einsatz erreicht werden sollen, insbesondere in sozialem oder politischem Sinne. Als Beispiel nennen della Porta und Diani kollektive Handlungen gegen (neoliberale) Globalisierung, welche in Konflikt mit Organisationen wie der WTO oder International Monetary Fund (IMF) stehen. Dabei geht es nicht um Fehlverhalten der Funktionär*innen, sondern viel mehr ihre Repräsentation als eine bestimmte Koalition von Interessen (della Porta, Diani 2006).

„Dichte informelle Netzwerke“ (della Porta, Diani 2006: 28), wie della Porta und Diani sie nennen, unterscheiden soziale Bewegungen von anderen kollektiven Prozessen und Handlungen, die zum Beispiel in formalen Organisationen, wie Gewerkschaften, zu beobachten sind. Sie sprechen von einem „social movement process“ (della Porta, Diani 2006: 22), wenn sowohl Individuen als auch organisierte Akteur*innen gemeinsame Ziele verfolgen und mit Beibehaltung der eigenen Autonomie Ressourcen austauschen. Dies erfordert ständigen Kommunikations- und Aushandlungsprozesse. Die Autor*innen unterstreichen, dass innerhalb einer sozialen Bewegung meist eine Vielzahl unterschiedlicher Organisationsmodelle gleichzeitig besteht, aber sich im Laufe der Zeit eine gewisse Institutionalisierung etabliert. Sie verweisen auf das Entstehen von Massen- bzw. Graswurzelorganisationen oder die Etablierung von Parteien und Interessensgruppen. (della Porta, Diani 2006)

Als dritte Achse nennen die Autor*innen das Teilen einer eindeutigen kollektiven Identität, denn soziale Bewegungen sind nicht einfach nur die Summe von Protestereignissen oder Kampagnen, viel mehr entwickelt sich eine gemeinsame Identität über die einzelnen Aktionen und Initiativen hinaus. Kollektive Identität ist in diesem Sinne stark mit persönlicher Anerkennung, einem allgemeinen Zweck sowie einem geteilten Engagement verbunden. Das ermöglicht Individuen und/oder Organisationen in einem größeren Kontext Zugehörigkeit zu vermitteln. (della Porta, Diani 2006: 22)

Eine weitere Definition durch zwei Koryphäen auf dem Gebiet der sozialen Bewegungsforschung, die US-amerikanischen Soziologen Charles Tilly und Sidney Tarrow, die in der Entwicklung des *contentious politics*-Modells genutzt wird, sieht soziale Bewegungen als “sustained campaign of claim making, using repeated performances that advertise the claim, based on organizations, networks, traditions, and solidarities that sustain these activities“ (Tilly, Tarrow 2015: 11). Im Vergleich zu della Portas und Dianis (2006[1999]) Definition, erscheint diese Art der Konzeptualisierung einen noch weiteren Geltungsbereich zu ermöglichen. Neben langfristigen, institutionalisierten Bewegungen, die

einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel anstreben, wie zum Beispiel Naturschutzbewegungen, fallen auch kurzfristige Protestepisoden von geringer Reichweite, wie etwa gegen den Bau einer Windkraftanlage, darunter. Allerdings sehen Tilly und Tarrow (2015: 13) den Staat entweder als Adressat oder Produzent von Forderungen, wodurch bedeutende Bewegungen, die sich in erster Linie gegen soziale Normen oder kulturelle Werte richten, hierbei herausfallen bzw. nur ungenügend verstanden werden würden. Ein Beispiel wären die Frauen*bewegungen: Zum einen werden Staaten in die Verantwortung genommen, die im Gesetz verankerte Gleichberechtigung durchzusetzen bzw. gesetzlich verankerte Diskriminierungen aufzuheben (Wahlberechtigung, Abtreibung, LGBTIQ*, etc.). Zum anderen werden aber auch gesamtgesellschaftliche Forderungen gestellt, denen nicht mit gesetzlichen Normen nachgekommen werden kann.

Der deutsche Soziologe Karl-Dieter Opp (2009) untersuchte einschlägige englischsprachige Literatur der letzten 30 Jahre nach Definitionen für Protest und soziale Bewegung und konnte dabei einige Übereinstimmungen und wiederkehrende Eigenschaften ausfindig machen. Ein Großteil der Definitionen beschreibt eine soziale Bewegung, als ein aus mehreren Individuen bestehendes Kollektiv oder einfach nur als Gruppe von Personen. Hier kommen aber schon die ersten Unterschiede zu Tage: Für die einen ist ein gewisser Organisationsgrad nötig, für andere reicht ein bestimmtes Set an Meinungen und Glauben. Die meisten der Definitionen beinhalten ein gemeinsames Ziel als definierendes Kriterium, wobei es auch hier wieder deutliche Unterschiede gibt. Für ein paar von Opp untersuchte Autor*innen reicht irgendein gemeinsames Ziel, für andere wiederum muss das Ziel explizit eine Veränderung bzw. das Lösen eines Problems sein. Zwar sind noch weitere Kriterien zu finden (Antagonist*innen, gemeinsames Handeln, zeitliche Kontinuität), die auch häufiger vorkommen, allerdings kommt Opp zu dem Schluss, *“that social ‘movement’ means a special kind of protest group, but that it is not clear what this kind of group actually is“* (Opp 2009: 42, Herv. i. O.).

Im deutschsprachigen Raum sind ähnliche Dynamiken zu erkennen. So finden sich hier als Kriterien, für zum Beispiel Netzwerke von Personen, die sich selbst als Gruppe begreifen, gemeinsame Ziele verfolgen, grundlegenden sozialen Wandel bewirken, verhindern oder umkehren möchten und deren Kollektiv nur eine geringe interne Rollenspezifikation aufweist. Einen der größten Unterschiede zu Definitionen aus der anglosächsischen Literatur bietet das Stichwort ‚neue soziale Bewegungen‘. In der deutschsprachigen sozialen Bewegungsforschung sollte damit ein qualitativer Unterschied zwischen sozialen Bewegungen vor und nach dem zweiten Weltkrieg deutlich gemacht werden (Kern 2008). Der deutsche Sozialwissenschaftler Thomas Kern (2008) sieht mit der Aufklärung die Entstehung moderner sozialer Bewegungen einhergehen. Waren es damals noch bürgerlich-emanzipatorische Bewegungen, die gegen die absolutistische Herrschaftsordnung protestierten,

stand die zweite Welle sozialer Protestbewegung Mitte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ganz im Zeichen der Arbeiter*innen- und ersten Frauenbewegung, die einen wesentlichen Beitrag zur Demokratisierung, Emanzipation der Frauen und Einführung sozialer Sicherungssysteme leisteten (Kern 2008). Während ein Großteil der Welt in Unabhängigkeits- und Befreiungskämpfen verwickelt war, brach in den westlichen Industriestaaten die dritte Protestwelle los. Diese ‚neuen sozialen Bewegungen‘ sahen neue Aufbrüche und Ansätze in der Frauen*- und Friedensbewegung sowie Bürgerrechte und insbesondere eine aufkeimende Ökologiebewegung, welche auf die langfristigen Schäden des wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts aufmerksam machte (Kern 2008).

Für das Vorhaben in dieser Arbeit ist eine genaue Definition des Begriffs soziale Bewegung nicht zwingend notwendig. Wenn ich im weiteren Verlauf der Arbeit von sozialen Bewegungen spreche, meine ich in Anlehnung an della Porta und Diani (2006) sowie Herkenrath (2011):

- a) informelle Netzwerke, welche
- b) auf geteilten Meinungen und Solidarität basieren,
- c) grundlegenden sozialen Wandel herbeiführen wollen,
- d) dies über einen bestimmten Zeitraum und
- e) mit regelmäßigem Einsatz von unterschiedlichen Protestmitteln anstreben.

Dieser Bewegungsbegriff ist relativ eng gefasst, da er sowohl eine zeitliche Komponente, als auch einen niedrigen Organisationsgrad voraussetzt und somit kurze Protestepisoden (z. B. Bürger*inneninitiative gegen eine Umgehungsstraße) sowie politische Parteien und andere große Einzelorganisationen außen vorlässt.

3.2. Skizzierung der sozialen Bewegungs- und Protestforschung

Die soziale Bewegungs- und Protestforschung, wenn gleich nicht immer unter diesem Label, wird in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen betrieben. Teilweise findet sie sich auch in einer inter- oder sogar transdisziplinären Rahmung wieder. Wie prominent die soziale Bewegungsforschung in einzelnen Ländern, Institutionen und Fächern vertreten ist, scheint laut dem deutschen Soziologen Dieter Rucht (2011) von der individuellen Initiative von Einzelpersonen oder kleineren Forschungsgruppen abzuhängen. Einen aktuellen und umfangreichen, aber nicht in allen Bereichen überzeugenden Überblick verschafft der *Wiley Blackwell Companion to Social Movements* (Snow, Soule et al. 2019). Ein Blick auf die Autor*innenschaft lässt problematische Tendenzen erkennen: Alle der knapp 80 Autor*innen haben entweder einen soziologischen oder einen politikwissenschaftlichen Hintergrund, nur ein Drittel der Autor*innen sind Frauen* und lediglich zwei Personen sind nicht an einer nordamerikanischen oder europäischen Universität verortet. Diese

Merkmale schlagen sich auch in anderen wissenschaftlichen Publikationsformaten, wie zum Beispiel in den Journals *Social Movement Studies* und *Mobilization*, nieder. In der Operationalisierung, einer für diese Arbeit ausreichenden Arbeitsdefinition des Phänomens soziale Bewegung ist erkennbar, dass neben Soziologie und Politikwissenschaften, sich durchaus auch andere wissenschaftliche Disziplinen für soziale Bewegungen interessieren könnten.

„So erklären Sozialpsychologen die Motivation zum Engagement und die Kohäsion von Protestgruppen durch kollektive Identitäten. Soziologen widmen sich Mobilisierungsprozessen oder der kollektiven Zuweisung von Bedeutung. Politikwissenschaftler beschäftigen sich damit, wie politische Eliten mit Protest umgehen: mit dem Wandel von Policies oder Versuchen der Steuerung durch Zugeständnisse oder Repression. Ethnologen konzentrieren sich stärker auf die Entwicklung von Handlungs- und Deutungslogiken in Mikrokontexten. Aber auch methodisch haben die verschiedenen Disziplinen voneinander gelernt. Historiker zum Beispiel haben durch ihre Routine der Quellenkritik gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaftlern die Konstruiertheit ihrer Daten bewusst gemacht. Ethnologen haben eine methodisch kontrollierte teilnehmende Beobachtung angemahnt.“ (Teune 2008: 533)

Das wissenschaftliche Feld der sozialen Bewegungen ist im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Fachbereichen noch relativ jung. Dennoch finden sich, wenn auch nicht unter dem Label der sozialen Bewegungsforschung, einige Teilbereiche anderer Disziplinen, die sich schon länger für das Phänomen interessieren, zum Beispiel gibt es in der Geschichte eine breite Diskussion der Arbeiter*innenbewegung. Andersherum hat sich die soziale Bewegungsforschung auch immer an Paradigmen und Forschungsergebnissen anderer Disziplinen orientiert. Um dies zu verdeutlichen werde ich im Folgenden einen kurzen Abriss über die Entstehung und Entwicklung der sozialen Bewegungsforschung geben.

3.3. Paradigmen der sozialen Bewegungsforschung

Als Teil des eurozentristischen und androzentrischen Wissenschaftssystems, griffen die frühen Arbeiten der sozialen Bewegungsforschung hauptsächlich auf Erkenntnisse männlicher europäischer Wissenschaftler*innen zurück. Der deutsche Sozialwissenschaftler Thomas Kern (2008) weist dabei auf zwei bedeutende Stränge hin, die beide im 19. Jahrhundert entwickelt wurden.

Der erste Ansatz geht auf die von Karl Marx und Friedrich Engels (2014[1848]) beschriebene Evolutionstheorie zurück. Die in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen inhärent angelegten

Widersprüche und Spannungen, würden sich demnach im Laufe der Geschichte immer weiter zuspitzen und letztendlich zu „einer revolutionären Bewegung, die einen radikalen Umbruch herbeiführt, durch den die ganze Gesellschaft auf ein höheres Entwicklungsniveau gehoben wird“ (Kern 2008: 10) führen. Für Kern liegt der bahnbrechende Beitrag darin, dass Sozialstrukturen mit Protestbewegungen in Verbindung gebracht werden.

Den zweiten Ursprung macht Kern in den Arbeiten zur Massenpsychologie des französischen Soziologen und Psychologen Gustave Le Bon (1895) aus, die sich stark in den frühen Ansätzen der Bewegungsforschung niedergeschlagen haben. Die deutsche Politik- und Sozialwissenschaftlerin Christiane Leidinger schreibt in ihrer Arbeit *Zur Theorie politischer Aktionen* (2015), dass der Begriff der sozialen Bewegung zusammen mit dem Erscheinen dieser entstanden ist und die Sozialwissenschaften lediglich darauf reagiert haben. Sie erinnert auch daran, dass der Begriff auf französische Sozialistinnen wie Flora Tristan (1803-1844) zurückgeht. Für den deutschen Soziologen Ottheim Rammstedt (1978) ist der Begriff unter anderem deshalb auch seit 1844 als bekannt vorzusetzen.²

Collective Behavior-Ansätze und Ressourcenmobilisierung

Für den deutschen Soziologen Dieter Rucht (2011) beginnt die halbwegs systematische Bewegungsforschung hingegen erst Mitte des 20. Jahrhunderts, allerdings mit sehr starkem massenpsychologischem Einschlag. Der Schweizer Soziologe Mark Herkenrath (2011) stellt fest, dass sich insbesondere die frühen Ansätze der Bewegungsforschung aus dem angloamerikanischen Raum auf Grundannahmen von Le Bon (1895) stützen. Die Vertreter*innen der frühen bewegungstheoretischen Überlegungen der 1950er und 1960er Jahre werden meist in den sogenannten *Collective Behavior*-Ansätzen zusammengefasst. Obwohl sie insgesamt sehr heterogen zusammengesetzt sind, lassen sich dennoch gemeinsame Grundannahmen identifizieren.

„Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei vor allem auf die Ängste und Affekte, die das Verhalten des Individuums innerhalb einer sozialen Masse beeinflussen. Sobald Menschen in einer Masse aufgehen, ist ihr Handeln demnach nicht mehr ‚rational‘ zu erklären. Suggestionen, Ansteckungsphänomene und hypnotische Effekte führen dazu, dass die Einzelnen ihre Selbstkontrolle verlieren und sich einem Strom des Massenverhaltens ergeben, dem sie sich nicht entziehen können.“ (Kern 2008: 10, Herv. i. O.)

Auch wenn heute kein*e Wissenschaftler*in diesen Annahmen zu hundert Prozent zustimmen würde, hatten sie dennoch einen großen Einfluss auf die soziale Bewegungsforschung. Unter den

² Zur Begriffsgeschichte und Verwendung siehe Rammstedt(1978)

Ansätzen des *collective behavior* wurde auch Bezug auf marxistische und strukturfunktionalistische Aspekte genommen.

In den darauffolgenden Jahren wuchs der themenrelevante Literaturbestand stetig an. Mit lauter werdender Kritik an den massenpsychologischen Grundannahmen und der Betonung von rationalen Momenten sozialer Bewegungen, sowie Verbindungen zu anderen ökonomischen Ansätzen, vollzog sich eine paradigmatische Verschiebung in Richtung einer „Ressourcenmobilisierungstheorie“ (Rucht 2011; Kern 2008; Hellmann 1998). Das Forschungsinteresse verschob sich weg von den Ursachen des Aufkommens sozialer Bewegungen hin zu Mechanismen und Prozessen der Mobilisierung, dabei wurden auch einzelne Bewegungen und Bewegungsorganisationen in den Fokus genommen. Analysen zu Organisation, Struktur und Verflechtungen sowie der Mobilisierung von Ressourcen wie Geld, Zeit und Personal rückten in den Vordergrund (Rucht 2011; Hellmann 1998). Dieser Ansatz hatte lange eine Vormachtstellung inne und wurde im Laufe der 1980er Jahre durch weitere Analyseperspektiven ergänzt.

Political Opportunity Structures und Framing

Kritik an der Ressourcenmobilisierungstheorie zielte auf die häufige Beschränkung der Analyse auf Akquisition und Allokation von Ressourcen ab, „ohne die erforderlichen Randbedingungen in der Umgebung der Bewegungen hinreichend zu berücksichtigen, was vor allem das politische Umfeld mit seinen begünstigenden und verhindernden Gelegenheitsstrukturen betrifft“ (Hellmann 1998: 13). Die aus dieser Kritik entstandenen Arbeiten, untersuchten die spezifischen Bedingungen des jeweiligen politischen Systems und sollten verständlich machen, warum es zu unterschiedlichen Mobilisierungserfolgen kommen konnte. Die durchaus unterschiedlichen Ansätze, die unter *Political Opportunity Structures* zusammengefasst werden können, stellen Fragen nach der Möglichkeit der Artikulation von Problemen, z.B. ob ein politisches Zentrum offen oder eher geschlossen dem sozialen Protest gegenüber steht, ob sich sympathisierende politische Eliten finden oder nicht, ob es Möglichkeiten der Allianzenbildung gibt usw. Die Antworten auf diese Fragen sollen umfassendere Erklärungen zu den (Miss-)Erfolgen sozialer Bewegungen liefern und auch einen internationalen Vergleich ermöglichen. Zentral ist dennoch immer die Analyse auf nationalstaatlicher Ebene und mit dem Fokus auf staatlichen Strukturen als Antagonist*innen sozialer Bewegungen. „Um Gesellschaft zu verändern, müssen staatliche Entscheidungsträger unter Druck gesetzt werden.“ (Rucht 1997: 347)

Ein zweiter Strang, der sich aus der Kritik an *collective behavior*-Ansätzen speist und Ressourcenmobilisierungsansätze ergänzt, nimmt die symbolisch-ideologische Konstruktionsleistung sozialer Bewegungen in den Blick. Was unter *Framing*-Ansätzen diskutiert wird, sind Überlegungen

zur Konstruktion eines ideologischen Deutungsrahmens, eines sogenannten *master frames* durch soziale Bewegungen, die damit nicht nur das dem Protest zugrundeliegende Problem sichtbar machen wollen, sondern zeitgleich auch die „Zurechnung der Verursachung unternimmt, Lösungsvorschläge unterbreitet und auf die Betroffenen durch Suggestion von Erfolgchancen motivierend wirkt sowie Anschlussmöglichkeiten zu verwandten Frames bereithält“ (Hellmann 1998: 14). *Frames* sollen genau das tun: Personen für die Bewegung mobilisieren und eine Deutungskompetenz für die öffentliche Meinung legitimieren. Überlegungen zu *Framing* setzen sich deshalb stark mit Deutungsmacht und Gramscis (2012[1975]) Konzept der kulturellen Hegemonie auseinander. Die US-amerikanischen Soziologen David A. Snow und Robert D. Benford (1988) unterteilen einen *master frame* in drei Spezialframes: Der *diagnostic frame* beinhaltet die bereits angesprochene Problemkonstruktion, die nicht nur für eine plausible Relevanz des Protests dient, sondern auch die Zurechnung von Verursachung und Verantwortung ermöglicht. Der *prognostic frame* hingegen zeigt Lösungsvorschläge auf, da sich, laut der beiden Autoren, nur mit der Inszenierung einer Lösungsmöglichkeit auch der Protestaufwand rechnet. Als dritten Spezialrahmen nennen Snow und Benford (1988) den *motivational frame*, welcher Engagement und Mobilisierung von Betroffenen erreichen soll. Weitere wichtige Punkte für eine erfolgreiche Mobilisierung sind die Reichweite und die hinreichende Verflechtung von *Frames* miteinander (Snow, Benford 1988).

Collective Identity

Als weitere Ergänzung für die Ressourcenmobilisierungsansätze und eng verbunden mit den *Framing*-Ansätzen sind Theoriestränge, die sich mit kollektiver Identität von sozialen Bewegungen beschäftigen. Unter *Collective Identity*-Ansätzen werden Aspekte der Identitätsbildung als Mobilisierungsressource diskutiert. Denn laut dem deutschen Soziologen Kai-Uwe Hellmann (1988) existiert eine Bewegung nur dann, „sofern es ihr gelingt, auch das Fluide, Unorganisierte, Auseinanderstrebende auf ein Ziel hin auszurichten, was dann einheitliches Auftreten nach Außen erlaubt. Ziel ist es, die Teile des Ganzen auf das Ganze einzuschwören, das interne Chaos zumindest zeitweilig unter Kontrolle zu bringen und die Totalität der Bewegungsperspektive für alle Beteiligten durchzusetzen.“ (Hellmann 1998: 19) Dabei geht es immer um das Schaffen einer vermeintlichen Einheit, einer Zugehörigkeit oder eben keiner. Die US-amerikanischen Soziologen Scott A. Hunt und Robert D. Benford (2004) ziehen den Schluss aus ihrer Analyse der relevanten Literatur, dass kollektive Identität sowohl als Wegbereiterin, als auch als Produkt kollektiver Aktionen gesehen werden kann. Hellmann nennt als „klassische“ (Hellmann 1988) soziale Kennzeichen: Nation, Ethnie, Kultur oder Sprache, sowie Klasse, Milieu oder Lebensstile. Daneben wären eine gemeinsame Geschichtsschreibung bzw. Mythenbildung wichtig und – neben diesen diskursiven Elementen – käme auch gemeinsamen Praktiken eine große Bedeutung zu. Gemeinsame Rituale, Symbole,

Zeichen, Kleidungsstile, aber auch gemeinsame Orte wie Szenetreffs, Kneipen oder Musikveranstaltungen sollen eine kollektive Handlungsfähigkeit bewerkstelligen und gewährleisten (Hellmann 1988). In der Vergangenheit hat sich dieser Ansatz einer großen Beliebtheit erfreut, doch gibt es in jüngerer Zeit Vorbehalte gegenüber dessen universeller Anwendbarkeit:

“Yet recent changes in forms of social mobilization call into question its continuing relevance to all varieties of movements. In the face of the proliferation of non-hierarchically organized social movements with diffuse identity markers, such as the autonomous wing of the Global Justice Movement or the recent global wave of Occupy Movements, it can be tempting to dispense with analysis of the process of collective identity formation. When we turn our gaze to movements that organize exclusively or primarily online, where communication and data are often anonymous, ephemeral, highly mutable and mobile, finding the analytic boundaries that define movements, let alone movement collective identities, can become extremely challenging.” (Fominaya 2019: 429)

Dieser kurze Überblick verschiedener Ansätze und Paradigmen der sozialen Bewegungsforschung soll zum (Selbst-)verständnis des Forschungsfeldes beitragen: Welche Fragen gestellt und welche Antworten gesucht werden, welche Agenden die soziale Bewegungsforschung verfolgt, um zum Verständnis des Phänomens der sozialen Bewegung beitragen. In der Literatur der letzten Jahrzehnte lassen sich neben den genannten Ansätzen noch weitere Perspektiven herauskristallisieren, deren Aufführung aber nicht zielführend für das weitere Vorhaben dieser Arbeit wäre.

3.4. Europäische und angloamerikanische Bewegungsforschung

Wie oben in Kapitel 3.2. schon angeschnitten, ist eine interessante Entwicklungsachse der sozialen Bewegungsforschung die fast ausschließliche Analyse von europäischen und nordamerikanischen sozialen Bewegungen. Die daran gebundene Wissensproduktion und Theoriebildung findet ebenfalls zu großen Teilen in diesen geographischen Regionen statt. Wie der deutsche Soziologe Dieter Rucht attestiert, bleibt die „Achse USA/Europa“ (Rucht 2011) weiterhin produktiv und tonangebend, wobei Arbeiten zu sozialen Bewegungen aus anderen Regionen vernachlässigt werden. Die dominante Rolle der europäischen und angloamerikanischen Bewegungsforschung spiegelt sich auch in der institutionellen Verankerung sowie deren Ansehen wider. Obwohl die soziale Bewegungsforschung generell sehr verstreut ist und die Größe der Institute und Forschungsvorhaben an Einzelpersonen hängt, ist auch hier ein Nordamerika und Europa vs. Rest der Welt Bias vorhanden. „Kleinere Cluster von Bewegungsforschern bestanden oder bestehen an weiteren Universitäten, so früher an der University of Arizona in Tucson und gegenwärtig an der University of California in Irvine, der

University of Notre Dame und der Cornell University. In Paris gibt es zwei auf soziale Bewegungen spezialisierte Forschungseinrichtungen. Weitere kleinere Institute bzw. Forschungsgruppen mit allerdings bescheidener Ausstrahlungskraft existieren in Großbritannien, Spanien, Russland, Kanada, Japan und Lateinamerika.“ (Rucht 2011: 30) Im deutschsprachigen Raum gibt es seit 1985 einen „Arbeitskreis Soziale Bewegungen“ innerhalb der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft sowie an verschiedenen Universitäten Forschungsgruppen oder Institute, wie zum Beispiel das Bochumer Institut für soziale Bewegungen³ oder das Institut für Protest- und Bewegungsforschung in Berlin⁴.

Neben der institutionellen Verankerung der sozialen Bewegungsforschung gibt es mit den Journals *Mobilization* (USA, seit 1996) und *Social Movement Studies* (GB, seit 2002) auch wissenschaftliche Fachzeitschriften, die sich auf soziale Bewegungen bzw. kollektive Mobilisierung spezialisiert haben. Seit ihrer Gründung haben beide Journals ihre Veröffentlichungen verdoppelt, von halb- auf vierteljährlich (Poulson, Caswell, Gray 2014), was sowohl auf ein steigendes Interesse an bewegungsrelevanter Literatur, als auch wachsende Wissensproduktion hinweist. Hierbei ist auch interessant, dass nicht nur die Wissensproduktion wieder in Nordamerika/Europa stattfindet, sondern auch die meisten sozialen Bewegungen, die untersucht werden bzw. der Großteil der Artikel sich mit denselben geographischen Regionen beschäftigen. In einer Studie der amerikanischen Soziolog*innen Stephen C. Poulson, Cory P. Caswell und Latasha R. Gray (2014) wurden alle Artikel, die im Zeitraum 2002 bis 2010 in den beiden Journals (*Social Movement Studies* und *Mobilization*) veröffentlicht wurden, auf ihren geographischen und thematischen Fokus untersucht. Die Autor*innen kamen zu dem Ergebnis, dass sich über 75 % der Artikel mit sozialen Bewegungen in sogenannten westlichen Industrienationen beschäftigen. Lediglich 46 % der Artikel beschäftigten sich mit sozialen Bewegungen auch in anderen Regionen.⁵ Mit Blick auf die deutschsprachige Fachliteratur kommt Rucht (2011) zu einem ähnlichen Ergebnis. Bei seiner Analyse einschlägiger Zeitschriften über einen Zeitraum von 1970 bis 2008 hatten 68 % der bewegungsrelevanten Artikel einen geographischen Fokus auf Westeuropa, 8 % auf Nordamerika, 5 % auf Osteuropa, auf Asien, Südamerika und Afrika jeweils zwischen 1 % und 2 % (Rucht 2011: 33).

Die amerikanischen Soziolog*innen Stephen C. Poulson, Cory P. Caswell und Latasha R. Gray (2014) sehen in diesen Ergebnissen Isomorphismus und eine institutionalisierte Bevorzugung von Personen, die der eigenen Gruppe angehören. Isomorphismus bedeutet hier, dass durch verschiedene Prozesse

³ <http://www.isb.ruhr-uni-bochum.de/isb/index.html.de> (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

⁴ <https://protestinstitut.eu/> (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

⁵ Nordamerika: 40 %, Westeuropa/Australien/Neuseeland: 37 %, Südamerika: 16 %, Asien: 10 %, Naher Osten: 8 %, Osteuropa/Russland: 6 %, Afrika: 6 %. Die Summe ergibt mehr als 100 %, da auch komparative Studien eingerechnet wurden. (Poulson, Caswell, Gray 2014: 231)

eine Gleichförmigkeit zwischen unterschiedlichen Personen oder Institutionen hergestellt wird. Dabei wird zwischen drei Formen unterschieden: *Normativer isomorphischer Druck* entsteht, wenn Institutionen oder Gemeinschaften, wie die Universität oder die Wissenschaft, Nachwuchs ausbildet. Die Zugehörigkeit zu diesen Wissensgemeinschaften unterliegt bestimmten Normen, welche dabei helfen, Personen zu produzieren, die einen ähnlichen Hintergrund haben, ähnliche Ansichten vertreten und vergleichbare Karrieren einschlagen. In der wissenschaftlichen Gemeinschaft besteht dieser normative Druck zum Beispiel im Erreichen akademischer Abschlüsse sowie den Anforderungen für ein Weiterkommen in der Karriere (Poulson et al. 2014). Die zweite Form ist der sogenannte *mimetische isomorphische Druck*, welcher zum Tragen kommt, wenn Mitglieder einer Organisation eine andere (erfolgreichere) Organisation evaluieren und dann Strukturen ‚nachmimen‘. So nehmen sich Journals, Institute oder andere Interessensgruppen ein Beispiel an erfolgreichen Organisationen und imitieren sie. Der dritte Prozess verläuft mit einem *zwingenden Druck*. Damit sind Normen und Gesetze gemeint, die Organisationen dazu zwingen einheitlich zu handeln. Zum Beispiel wurde durch den Bologna-Prozess die akademische Ausbildung auf europäischer Ebene vereinheitlicht, das heißt Studierende in ganz Europa haben dieselben Anforderungen an ihren akademischen Abschluss. Auch Universitäten in Europa sind sehr ähnlich aufgebaut, da sie bestimmten gesetzlichen Vorgaben entsprechen müssen, um als solche akkreditiert zu werden. Institutioneller Parochialismus ist das Ergebnis dieser isomorphischen Prozesse (Poulson et al. 2014). Organisationen, die möglicherweise anfangs noch relativ divers waren, werden immer homogener und reproduzieren sich selbst. Überspitzt formuliert bedeutet das in Bezug auf die soziale Bewegungsforschung: Personen mit ähnlichen Hintergründen, Sozialisationen und Ausbildungen, untersuchen soziale Bewegungen, die aus Personen mit verwandten Hintergründen und Weltvorstellungen bestehen und sich mit Themen auseinandersetzen, mit denen die Forscher*innen ebenfalls sympathisieren. All diese Ähnlichkeiten spiegeln sich dann auch im Forschungsinteresse wieder, welches vergleichbar mit dem von Kolleg*innen in diesem Feld ist.

Eine weitere sehr interessante Tendenz, die diese These stützt, ist die politische Verortung der untersuchten sozialen Bewegungen, bzw. wie die politischen Forderungen der sozialen Bewegungen eingeordnet werden können. Poulson et al. (2014) machen einen signifikanten Unterschied zwischen der Anzahl der untersuchten liberalen und konservativen/rechten Bewegungen aus. Ihrer Studie zufolge sind lediglich 18 der untersuchten sozialen Bewegungen (6 %) dem konservativen/rechten Spektrum zuzuordnen. Nicht verwunderlich, wenn im wissenschaftlichen Diskurs diese sozialen

Bewegungen auch als “awkward movements” (Blee 2006) bezeichnet werden.⁶ Dadurch stellt sich aber auch die Frage, was ‚wir‘ eigentlich über das Phänomen soziale Bewegung wissen, wenn größtenteils im globalen Norden verortete liberale Wissenschaftler*innen über fast ausschließlich liberale soziale Bewegungen aus dem globalen Norden forschen und Wissen produzieren. Denn trotz dieser Implikationen wird das im Grunde provinzielle Wissen als universal gültig dargestellt.

4. Indigene und dekoloniale Wissenschaftskritik

Mit dieser Hybris bzw. dem darunterliegenden Eurozentrismus beschäftigen sich indigene und dekoloniale Ansätze in der Wissenschaftskritik und -praxis. Dass die Wissensproduktion (nicht nur zum Forschungsfeld soziale Bewegung) hauptsächlich im globalen Norden stattfindet, ist kein Zufall. Indigene und dekoloniale Wissenschaftskritik analysiert koloniale (Dis-)Kontinuitäten über die letzten 500 Jahre in wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und wissenschaftlichen Bereichen. Die Auseinandersetzung mit kolonialer Geschichte im Allgemeinen und der parallelen Entwicklung der modernen Wissenschaft stellt die Grundlage für eine Analyse und Kritik wissenschaftlicher Grundannahmen dar.

4.1. Indigene Wissenschaftskritik

Die mittlerweile zu einem Standardwerk gewordene Arbeit der neuseeländischen Sozialwissenschaftlerin Linda Tuhiwai Smith, *Decolonizing Methodologies* (2012), stellt einen guten Einstieg in dekoloniale und indigene Wissenschaftskritik dar. Smith, selbst Angehörige einer Maorigesellschaft, kritisiert in dem 1999 erstmals erschienen Buch die methodologischen und epistemologischen Grundannahmen westlicher sozialwissenschaftlicher Forschung, sowie den Zusammenhang von sozialwissenschaftlicher Forschung und Imperialismus/Kolonialismus. Laut Smith ist “[t]he word itself, ‚research‘, [...] probably one of the dirtiest words in the indigenous world’s vocabulary.” (Smith 2012: 1, Herv. i. O.) Sie führt dazu aus, dass die ‚moderne‘, westliche Wissenschaft historisch sehr eng mit den imperialistischen Projekten der europäischen Staaten verbunden war und ist. Denn neben den wirtschaftlichen, politischen und nationalistischen Phänomenen ist es insbesondere das imperiale Projekt selbst, welches einen großen ideologischen Einfluss sowohl auf die Menschen der kolonialen Zentren als auch der Kolonien hatte und weiterhin hat.

⁶ Die Diskussion um den Umgang mit konservativen/rechten Bewegungen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und ich verweise an dieser Stelle auf Diefenbach et al. (2019), Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtsextremismus (2018) sowie Blee (2006; 2017) und Teitelbaum (2019).

Smith und andere Kritiker*innen verorten die imperialistischen Bestrebungen mit ihren technischen, intellektuellen und kulturellen Ausdrücken und Symbolen in den Kontext der europäischen Aufklärung. Denn in diesem Kontext stellte der Imperialismus einen integralen Teil für die Entwicklung des modernen Staates, der Wissenschaft, der Ideen und des ‚modernen Menschen‘ dar, d. h. der Imperialismus war ein wichtiger Baustein für den „Geist der Aufklärung“ (Smith 2012: 23).

„Diese epistemologische Strategie [*des versteckten Nicht-Standpunkts der ‚god’s eye view‘, der westliches Wissen als universal, anderes Wissen als partikular darstellt,*] war entscheidend für die globalen Entwürfe des Westens. Indem sie die Position des sprechenden Subjekts verbarg, konnte die europäische/euro-amerikanische koloniale Expansion und Vorherrschaft die Hierarchie von überlegenem und unterlegenem Wissen und somit von überlegenen und unterlegenen Völkern in der Welt aufstellen. Sie drückte sich in Etikettierungen wie ‚schriftlose Völker‘ im 16. Jahrhundert, ‚geschichtslose Völker‘ im 18. und 19. Jahrhundert, der im 20. Jahrhundert üblichen Formulierung ‚unterentwickelte Völker‘, bis hin zu der aktuelleren Charakterisierung als ‚undemokratische Völker‘ im 21. Jahrhundert aus.“ (Grosfoguel 2010 zitiert nach Exo 2017: 24, Herv. i. O., Einfügung i.O.)

Wie Smith (2012[1999]) mit Erfahrungen aus der Geschichte der Maori bestätigt, waren Forscher*innen durch ihre Arbeit, durch das Sammeln, Klassifizieren und Repräsentieren, durch das Begehren, Extrahieren und Beanspruchen der indigenen Lebens- und Wissensweise, aktiv an der kolonialen Unterwerfung beteiligt. Smith beklagt, dass wissenschaftliche Forschung auch heute noch von den gleichen kolonialen Annahmen, Bildern, Mustern und Vorgehensweisen geprägt sei. Sie argumentiert, dass europäische und nordamerikanische wissenschaftliche Forschung heutzutage auf ein Archiv von Wissen und Systemen, Regeln und Werten zurückgreift, welche über die Grenzen der Wissenschaft hinausgehen, in ein System, welches als ‚der Westen‘ bezeichnet wird. Dieses Archiv sollte nicht als ein einheitliches Wissenssystem verstanden werden, sondern eher als eine Vielzahl von Wissenstraditionen, wovon manche dominanter sind als andere, manche sind veraltet und verschüttet, wieder andere stehen in direkter Konkurrenz zueinander, manche entstehen erst gemeinsam mit anderen. Zwar gibt es somit kein einheitliches Wissenssystem, aber dafür Regeln bzw. Richtlinien, welche helfen, sich in dem Archiv zurechtzufinden und legitimes Wissen als solches zu erkennen. Mit Regeln meint Smith nicht ausschließlich feststehende und explizit artikulierte Normen, sondern auch Regeln, welche durch ein impliziertes Verständnis darüber, wie die Welt funktioniert, artikuliert werden. Wissenschaftliche und akademische Debatten finden nur innerhalb dieser Regeln statt. Als Beispiel nennt sie die wissenschaftliche Kritik durch Marxismus und Feminismus:

“Arguably, Western feminism has provided a more radical challenge to knowledge than Marxism because of its challenge to epistemology: not just the body of knowledge and world view, but the science of how knowledge can be understood. Even Western feminism, however, has been challenged, particularly by women of color, for conforming to some very fundamental Western European world views, value systems and attitudes towards the Other.” (Smith 2012: 45)

Doch trotz der feministischen Kritik in den letzten Jahrzehnten gehört es im wissenschaftlichen Mainstream weiterhin zum Ideal, als Forscher*in möglichst nicht involviert und eher distanziert neutrale Daten zu sammeln und zu prüfen, diese unter dem eigenen Namen in anerkannten Journals zu publizieren, sachlich zu präsentieren und zu bewerten.

Die indigene Kritik an wissenschaftlicher Forschung beschränkt sich nicht auf die Problematisierung wissenschaftlicher Forschung, sondern bietet auch Leitlinien einer anderen Methodologie an. So zum Beispiel die auch von Smith vorangetriebene Kaupapa Maori Forschung, welche von dem*der Forscher*in verlangt, empathisch und emotional begreifbar zu sein und soziale Bindungen einzugehen, in welchen Wissen gegenseitig geteilt wird:

„Eine solche Epistemologie der Beziehungen und des teilnehmenden Lernens/Wissens betont Fürsorge, den Wert der individuellen Ausdrucksweise, die Fähigkeit zur Empathie, das Teilen von Emotionalität und die persönliche Rechenschaftspflicht. Der/die Forscher*in wird persönlich zur Rechenschaft gezogen. Diese Verantwortung hat er/sie nicht gegenüber einer entfernten wissenschaftlichen Disziplin oder Institution, sondern gegenüber denjenigen, mit denen (über die) er/sie forscht.“ (Exo 2017: 36)

Diese Aussage der deutschen Friedensforscherin Mechthild Exo zeigt, dass es sich beim Ansatz der Kaupapa Maori Forschung um einen anderen epistemologischen Standpunkt handelt, bei dem nicht das Ziel der Datenextraktion im Mittelpunkt steht, sondern die angemessene Wahl der Mittel (Methoden und Herangehensweise). Ähnlich beschreibt der amerikanische Psychologe Glenn Adams sein Vorgehen bei seiner Forschung im westafrikanischen Kontext. Dabei versucht er, die methodologische Praxis der ‚Begleitung‘ (accompaniment) als Möglichkeit der Dekolonialisierung von Wissen zu nutzen. Unter ‚Begleitung‘ versteht er: “ways of knowing in which researchers immerse themselves in the flow of community life and experience events alongside people in the context of everyday activity. Rather than ethnocentric conclusions common in research from geographical or personal distance, practices of accompaniment provide greater opportunity for researchers to understand reality from local perspectives.” (Adams 2014: 469)

Dieser Zugang soll im Gegensatz zu herkömmlichen methodologischen Ansätzen dem*der Forscher*in ermöglichen, mit Menschen gemeinsam andere Settings zu erleben, um ein besseres Verständnis von Relationalität im Allgemeinen zu bekommen, anstatt Muster von Relationalität in einem anderen Kontext zu dokumentieren. Eine wichtige Grundvoraussetzung für dieses methodologische Vorgehen ist die Sensibilisierung des*der Forschers*in in Bezug auf die lokalen kulturellen Ökologien, d.h. die alltäglichen Realitäten des eingebettet-Seins („embeddedness“) und der materiellen Interdependenz. „Healthy adjustment to these realities requires careful management of obligations for material support and allocation of effort to maintaining existing connections.“ (Adams 2014: 470)

Einen ganz besonderen Stellenwert nehmen diese Verbindungen, Relationalitäten und persönlichen Beziehungen im Forschungsansatz von Cora Weber-Pillwax (2001) ein. Sie selbst gehört einer Métis-Gesellschaft in Kanada an und forscht in verschiedenen indigenen Kontexten. Verantwortung gegenüber der Familie, sich selbst und vor allem der Gemeinschaft beschreibt sie als eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen für ihre Forschung. „I cannot be involved in research and scholarly discourse unless I know that such work will lead to some change out there in that community, in my community.“ (Weber-Pillwax 2001: 169) Ähnlich wie bei Smiths Ansatz der Kaupapa Maori Forschung besteht eine tiefe Verbindung und starke Beziehung zwischen dem*der Forscher*in und der Gemeinschaft, in/mit welcher die Forschung stattfindet. Dies gilt auch für das aus der Forschung ermittelte Wissen, bzw. das Ziel der Forschung soll sein, dass die Gemeinschaft von der Forschung profitieren kann.

4.2. Dekoloniale Ansätze und Theorien

Ähnlich wie die von Smith (2012[1999]) formulierte indigene Kritik an eurozentrischer Wissensproduktion und Forschung (wie oben bereits erörtert), gehen auch dekoloniale Ansätze von einem kolonialen/imperialen Projekt der europäischen Moderne aus, welches nicht nur Anspruch auf Universalität erhebt, sondern diesen Anspruch auch gewaltvoll durchsetzt. Unter der Bezeichnung dekoloniale Ansätze oder dekoloniale Theorien finden sich eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven, wobei ihnen gemein ist, dass sie das europäische Projekt der Moderne auf dessen koloniale Aspekte hin untersuchen. Wissenschaftler*innen, die mit dekolonialen Ansätzen arbeiten, gehen davon aus, dass es keine Moderne ohne ein koloniales Gegenstück geben kann, sondern ganz im Gegenteil, dass diese koloniale Seite konstitutiv für die westliche Moderne ist. Einen guten Einstieg in dekoloniale Theoriebildung bietet das folgende Zitat des argentinischen Philosophen Enrique Dussel:

“Modernity is, for many (for Jurgen Habermas [sic] or Charles Taylor) an essentially or exclusively European phenomenon. In these lectures, I will argue that modernity is, in fact, a European phenomenon but one constituted in a dialectical relation with a non-European alterity that is its ultimate content. Modernity appears when Europe affirms itself as the ‘center’ of a World History that it inaugurates: the ‘periphery’ that surrounds this center is consequently part of its self-definition. The occlusion of this periphery (and of the role of Spain and Portugal in the formation of the modern world system from the late fifteenth to the mid-seventeenth centuries) leads the major contemporary thinkers of the ‘center’ into a Eurocentric fallacy in their understanding of modernity. If their understanding of the genealogy of modernity is thus partial and provincial, their attempts at a critique or defense of it are likewise unilateral and, in part, false.” (Dussel 1993: 65, Herv. i. O.)

Dussel gibt in diesem Zitat zu bedenken, dass der Diskurs über die Moderne, ob Kritik oder Verteidigung, ein eurozentrischer ist, da nur über die westliche Modernität gesprochen, aber das konstituierende (koloniale) Gegenstück, die Peripherie, nicht beachtet wird.

Diese dialektische Beziehung zwischen westlicher Moderne auf der einen und dem nicht-europäischen Anderen auf der anderen Seite, ist das, was der peruanische Soziologe Anibal Quijano später als *Kolonialität* bezeichnen wird. Dussel bezieht sich stark auf Dependenz- und Weltsystemtheorien, überträgt aber deren Argumentation von wirtschaftlichen Abhängigkeiten auf soziale, kulturelle und gesellschaftliche Aspekte. Quijano (2000) entwickelte diese Gedanken weiter und stellte das Konzept der Kolonialität auf, welches eine weltumfassende Herrschaftsstruktur darstellt und durch drei Hauptachsen getragen wird: die *Kolonialität der Macht, des Seins* und *des Wissens*. Im Folgenden werde ich zum einen auf das Konzept der *Kolonialität der Macht* eingehen, da es die „komplexeste Formulierung ist, [und] sich um diese Kategorie fast die gesamte intellektuelle Produktion von Quijano dreht“ (Garbe 2013: 39). Zum anderen werde ich näher das Konzept der *Kolonialität des Wissens* beleuchten, da es zentrale Fragen zu Wissensproduktion und Wissenschaftlichkeit, sowie wissenschaftlicher Forschung aufgreift. Aus Platzgründen und wegen einer Sprachbarriere werde ich das Konzept *Kolonialität des Seins* hier nur kurz zusammenfassen. Obwohl die wissenschaftliche Produktion von dekolonialen Ansätzen meist aus dem lateinamerikanischen Raum kommt und ein guter Teil nur auf Spanisch veröffentlicht wird, gibt es mittlerweile einige Übersetzungen ins Englische bzw. wird teilweise auch in Englisch publiziert. Allerdings sind Übersetzungen und Publikationen in Englisch sehr stark themen- und personenabhängig.

Die *Kolonialität des Seins* bezieht sich auf eine ontologische Ebene der kolonialen (Kehr-)seite von Modernität. Dabei steht die koloniale Differenz in Bezug auf Raum, Zeit und Subjektivität im Vordergrund. Mit Bezug auf den martiniqueinischen Psychiater Frantz Fanon argumentiert der puerto-ricanische Philosoph Nelson Maldonado-Torres (2007), dass die Untersuchung der gelebten kolonialen Erfahrungen zeigt, dass die Moderne dialektisch Ausnahmen in der Ordnung des (Da)seins produziert. Das heißt, dass das Sein bzw. die Subjektivität dialektisch strukturiert wird, in ‚normal‘ und die Ausnahme davon, ‚das Andere‘. Beispiele dafür wären Geschlecht und Sexualität, aber auch die sozialkonstruierte Kategorie *race*.⁷

Kolonialität der Macht

Kolonialität im Allgemeinen meint eine globale Struktur, die auch nach den großen Wellen der formalen Unabhängigkeit ehemaliger Kolonien gegenwärtig ist und die herrschenden ökonomischen, politischen und epistemischen Verhältnisse und Vorstellungen von der Welt prägen. Die *Kolonialität der Macht* setzt sich historisch „aus der Verbindung eines Beherrschungssystems zusammen, das auf der Verflechtung intersubjektiver Beziehungen und auf der hierarchischen Klassifikation der Weltbevölkerung basiert; und einem Ausbeutungssystem, das eine Artikulation aller bekannten Formen von Ausbeutung in einer durch den Kapitalismus beherrschten Struktur umfasst“ (Quintero 2013: 362).

Für Quijano (2000) konstituierten sich diese beiden Ausprägungen der (1) hierarchischen Klassifikation der Weltbevölkerung und (2) des neuen Modus der Kontrolle über Arbeit, ihrer Ressourcen und ihrer Produktion, das erste Mal mit der Kolonialisierung der Amerikas im 16. Jahrhundert. Die Kodifizierung von Unterschieden zwischen Erobernden und Eroberten mit der Idee von *race*, eine angenommene sich unterscheidende biologische Struktur, die Menschen in eine natürliche Position der Minderwertigkeit platzierte, war und ist eines der grundlegenden Elemente von Herrschaft allgemein und des Kolonialismus im Speziellen. In den Amerikas war die Idee von *race* eine Möglichkeit, die Eroberungen und Herrschaft zu legitimieren. Nach der Kolonialisierung der Amerikas und der Expansion des europäischen Kolonialismus über die restliche Welt, brauchte die darauffolgende Konstituierung Europas als neue Identität die Ausarbeitung einer eurozentrischen Perspektive auf Wissen(schaft), eine theoretische Perspektive, die die Idee von *race* in der kolonialen Beziehung zwischen Europäer*innen und nicht-Europäer*innen naturalisierte. Historisch gesehen bedeutete das eine weitere Legitimierung der alten Ideen und Praktiken von überlegen/unterlegen

⁷ Die dialektische Strukturierung der Gesellschaft produziert dabei sozialkonstruierte Kategorien, wie entweder gut, vollkommen, normal und akzeptabel, oder schlecht, fehlerhaft, abnormal und unakzeptabel. In Bezug auf Geschlecht wäre die Kategorie *race*, würde das bedeuten, dass alle Personen, die von der *weißen* Norm abweichen, fehlerhaft bzw. abnormal sind. Dabei ist mit *weiß* keineswegs nur eine vermeintliche Hautfarbe gemeint.

zwischen Herrschenden und Beherrschten. Seit dem 16. Jahrhundert erwies sich dieses Prinzip als sehr effektives und langanhaltendes Instrument für eine universelle soziale Beherrschung, insbesondere durch die Verbindung mit dem viel älteren Prinzip der Herrschaft, welches auf Geschlecht beruht. Als zweiten zentralen Teil der Herrschaft nennt Quijano (2000) den dann entstehenden Kapitalismus, bei dem sich alle Formen der Kontrolle und Ausbeutung von Arbeit und Produktion sowie die Kontrolle über Aneignung und Verteilung von Produkten, um die Kapital-Lohn-Beziehung und den Weltmarkt drehten. Die privilegierten Positionen von beherrschenden Europäer*innen, ermöglicht durch die Kontrolle von Gold, Silber und anderen Gütern, produziert durch unbezahlte Arbeit versklavter Indigenas und Afrikaner*innen, gewährte Europa einen entscheidenden Vorteil für die Kontrolle der globalen Wirtschaft. Mit der Verbindung von rassifizierter Klassifikation von Bevölkerungen, mit Formen unbezahlter Arbeit, entwickelte sich die Auffassung, dass Lohn und bezahlte Arbeit ein Privileg von *weißen*⁸ Personen sei.

Als Zentrum des globalen Kapitalismus hatte Europa nicht nur Kontrolle über den Weltmarkt, sondern war auch in der Position, die koloniale Herrschaft auf andere Regionen und Bevölkerungen rund um den Globus auszuweiten und diese Regionen in ihr Weltsystem und damit in ihr spezielles Herrschaftsmodell zu inkorporieren. Die Inkorporierung von unterschiedlichen und heterogenen kulturellen Gesellschaften in ein einziges System, beherrscht durch Europa, bedeutete auch eine neue kulturelle und intellektuelle, intersubjektive Konfiguration, ähnlich zu der Artikulation von Kontrolle über (Lohn-)Arbeit rund um das Kapital, die den globalen Kapitalismus ermöglichte. Das heißt, alle Erfahrungen, Geschichten, Ressourcen und kulturellen Produkte mündeten in einer bestimmten globalen kulturellen Ordnung beherrscht durch die europäische Hegemonie. Diese Hegemonie über das neue Modell globaler Macht konzentrierte alle Formen der Kontrolle über Subjektivität, Kultur und insbesondere Wissen und Wissensproduktion ebenfalls in Europa. Damit einhergehend entwickelte sich auch die europäische Form des Ethnozentrismus. "The association of colonial ethnocentrism and universal racial classification helps to explain why Europeans came to feel not only superior to all the other peoples of the world, but, in particular, naturally superior." (Quijano 2000: 541) Diese angenommene Überlegenheit wurde auf eine Natürlichkeit der Dinge zurückgeführt, die den konstruierten Charakter von Kategorien wie *race* verschleiert und die soziale Ordnung als Ergebnis natürlicher Prozesse versteht.

Eurozentrismus ist auch eine bestimmte Perspektive auf Wissen und ein konkreter Modus, Wissen zu generieren. Zu Beginn war Kolonialismus ein Produkt systematischer Repression von Ideen, Bildern,

⁸ Mit *weiß* meine ich hier keine essentialistische Kategorie, die lediglich auf die zugeschriebene Hautfarbe abzielt, sondern viel mehr eine spezifische Positionalität, die in der Geschichte dazu geführt hat, koloniale Erfahrungen aus der Position der Herrschenden zu erleben und auch heute noch eine privilegierte Positionierung darstellt.

Glauben, Symbolen und Wissen, welche nicht nützlich für die globale koloniale Herrschaft waren, und zum anderen wurde Wissen der Kolonisierten enteignet und von den Kolonisierenden angeeignet und nutzbar gemacht, insbesondere das Wissen über Bergbau, Landwirtschaft und Technik sowie die daraus hervorgehende Arbeit und deren Produkte.

“The repression fell, above all, over the modes of knowing, of producing knowledge, of producing perspectives, images and systems of images, symbols, modes of signification, over the resources, patterns, and instruments of formalized and objectivised expression, intellectual or visual. It was followed by the imposition of the use of the rulers’ own patterns of expression, and of their beliefs and images with reference to the supernatural. These beliefs and images served not only to impede the cultural production of the dominated, but also as a very efficient means of social and cultural control, when the immediate repression ceased to be constant and systematic.” (Quijano 2007: 169)

Die Kolonisor*innen zwangen den Kolonisierten ein undurchsichtiges Bild ihrer eigenen Muster der Wissensproduktion auf. Zuerst platzierten sie diese Muster weit außerhalb der Reichweite der Beherrschten. Später wurden die Muster nur auf eine selektive und unvollständige Weise gelehrt, um manche Beherrschten für die eigenen machtausübenden Institutionen zu kooptieren. Die europäische Kultur wurde verführerisch gemacht: sie ermöglichte Zugang zu Macht. Neben Repression und Zwang ist vor allem Verführung bzw. Belohnung ein Hauptinstrument von Machtausübung. ‚Kulturelle Europäisierung‘ wurde zu einer Bestrebung. Es war eine Art und Weise, teilzuhaben und später die Möglichkeit dieselben materiellen Vorteile und dieselbe Macht zu erlangen wie die Europäer*innen. Es entstand ein universelles kulturelles Modell mit Europa als Vorbild (Quijano 2007).

Kolonialität des Wissens

Wie oben angeführt ist die *Kolonialität des Wissens* die dritte zentrale Achse in der dialektischen Beziehung zwischen Modernität und Kolonialität, die ebenfalls eine eurozentristische und universalistische Variante von Wissen ist. Quijano (2000; 2007) verweist auf vier Eigenschaften dieses speziellen Wissensmodells, die eine Definition dieser eurozentristischen Perspektive ermöglichen. Zum einen der inhärente Dualismus, die radikale Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt des Wissens, wobei es sich beim Subjekt um ein unbestimmtes, nicht verortetes Individuum ohne historisch-sozialen Bezug handelt. Demgegenüber steht das Objekt des Wissens, welches eine komplett losgelöste und vom Subjekt und anderen Beziehungsgeflechten freie Entität darstellt.

Die zweite Eigenschaft, die objektive Erkenntnis, ergibt sich aus der Weiterführung der ersten Eigenschaft. Durch die radikale Unterschiedlichkeit von Objekt und Subjekt sei es dem forschenden Subjekt möglich, das Forschungsobjekt von außen zu betrachten und objektive Erkenntnisse über die dessen Beschaffenheit zu generieren (Germaná 2013).

Als dritte Eigenschaft kann das atomistische Verständnis des sozialen Lebens genannt werden: „die soziale Realität setzt sich aus ‚deutlich differenzierten Bereichen‘ zusammen; und wenn man versucht, diese in einer Totalität zu artikulieren, stellt sie sich auf organische oder funktionalistische Weise dar“ (Germaná 2013: 82, Herv. i. O.). Als Beispiele könnten Liebesbeziehungen und Freund*innenschaften, aber auch ‚das Private und das Öffentliche‘ genannt werden. Im allgemeinen Verständnis sind Freund*innenschaften und Liebesbeziehungen jeweils klar differenzierte Bereiche des sozialen Lebens und übernehmen unterschiedliche Funktionen.

Die vierte Dimension ist die evolutionistische Sicht auf die Welt und ihre Entwicklung: „die Gesellschaft schreitet als homogene Realität unausweichlich, unilinear und unidirektional in Richtung Fortschritt“ (Germaná 2013: 82). Dieses Verständnis liegt sowohl westlich geprägten wissenschaftlichen Disziplinen wie Geschichte, als auch Theorien wie der Modernisierungstheorie und kritischen Ansätzen wie dem Marxismus zu Grunde. Diese Sichtweise macht es möglich, zwischen Tradition und Moderne zu unterscheiden und Menschen als fortschrittlich oder rückständig, entwickelt und unterentwickelt einzuordnen. Damit gehen wieder eine Kategorisierung und Hierarchisierung einher, die eine westlich-europäische Norm und ihre Abweichung konstruieren.

Der puerto-ricanische Philosoph Ramón Grosfoguel (2013) schließt an die Dimensionen der *Kolonialität des Wissens* nach Quijano (2007) an und untersucht dabei die Struktur des westlichen Wissens insbesondere in ihrer institutionalisierten Form, der Universität. Dabei stellt er sich folgende Fragen:

“How is it possible that the canon of thought in all the disciplines of the Social Sciences and Humanities in the *Westernized universities* is based on the knowledge produced by a few men from five countries in Western Europe (Italy, France, England, Germany and the USA)? How is it possible that men from these five countries achieved such an epistemic privilege to the point that their knowledge today is considered superior over the knowledge of the rest of the world? How did they come to monopolize the authority of knowledge in the world? Why is it that what we know today as social, historical, philosophical, or Critical Theory is based on the socio-historical experience and world views of men from these five countries?” (Grosfoguel 2013: 74, Herv. i. O.)

Für die Beantwortung seiner Fragen argumentiert Grosfoguel, dass Theorien aus der Konzeptualisierung basierend auf sozio-historischer Erfahrung sowie Ansichten aus bestimmten Räumen und bestimmten Körpern entstehen. "The pretension is that the knowledge produced by men of these five countries has the magical effect of universal capacity, that is, their theories are supposed to be sufficient to explain the social/historical realities of the rest of the world." (Grosfoguel 2013: 74) Wissen kann immer nur partiell sein, da es an Orte und Körper gebunden ist. Somit ist für ihn das westliche Wissen mit der sozio-historischen Erfahrung und den Weltanschauungen von Männern aus lediglich fünf Ländern provinzielles Wissen. Allerdings tarnt sich dieses provinzielle Wissen mit dem Diskurs der Universalität.

Grosfoguel sieht für die Beantwortung seiner Frage, wie es zur epistemischen Privilegierung des europäischen Wissensystem kam, zwei miteinander verknüpfte historische Linien. Zum einen sieht er mit René Descartes berühmter Formel *Ich denke, also bin ich* die Ablösung eines allwissenden Gottes durch ein unbestimmtes, nicht verortetes Individuum, welches göttliches Wissen produzieren kann. In Wechselwirkung mit der *Kolonialität der Macht und des Seins* bedeutet dies auch, dass es nur bestimmten Personen möglich ist zu denken, objektives Wissen zu produzieren und damit Mensch zu sein. Zum anderen nennt er vier Epistemizide im langen 16. Jahrhundert⁹, die den universalistischen Anspruch des provinziellen europäischen Wissens gewaltvoll durchsetzten.

Als Epistemizid wird der Prozess der Unsichtbarmachung, der Inkorporierung und der (gewaltvollen) Unterdrückung bzw. Zerstörung von Wissensstrukturen bezeichnet, die nicht nützlich, möglicherweise gefährlich oder einfach anders sind als die hegemoniale Wissensstruktur (Bennett 2014). Grosfoguel (2013) nennt vier solcher Prozesse, die für ihn die rassistische und sexistische Epistemologie der europäischen Aufklärung möglich machten bzw. mit ihrer Entstehung einhergingen: die Genozide/Epistemizide 1.) an Jüd*innen und Muslim*innen mit der Eroberung von Al-Andalus¹⁰, 2.) an Indigene in den Amerikas und später Asien, 3.) an Afrikaner*innen durch Versklavung und Deportation in die Amerikas und 4.) an Frauen* im Rahmen der sogenannten Hexenverfolgung.¹¹

1.) Seit dem frühen 8. Jahrhundert, mit der Errichtung von Al-Andalus als Provinz des Kalifats Umayyaden, stand dieses im Konflikt mit der katholischen Monarchie im Norden der iberischen

⁹ In Anlehnung an den vom britischen Historiker Eric Hobsbawm geprägten Begriff des langen 19. Jahrhunderts spricht Grosfoguel hier von einem langen 16. Jahrhundert, welches zwar mit 1500 beginnt, aber mit der sog. Hexenverfolgung ins 17. Jahrhundert hineinreicht.

¹⁰ Al-Andalus ist die arabische Bezeichnung für die Provinz des Kalifats Umayyad im Süden der iberischen Halbinsel.

¹¹ Der konstruierte Diskurs über kinderfressende und Satan huldigende Hexen muss als Mittel der Herrschaftsausübung angesehen werden, welches das Wissen von Frauen über Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsabbrüche und Hygiene delegitimierte bzw. im Rahmen der Verfolgung mit den Frauen vernichtet wurde. Es wurden keine Hexen verfolgt, sondern Frauen. Auch heute ist der Topos der Hexe noch ein beliebtes Mittel widerständige Frauen* negativ darzustellen.

Halbinsel, welche mit der *Reconquista* (Rückeroberung der iberischen Halbinsel) begann. In der endgültigen Eroberung der iberischen Halbinsel im 15. Jahrhundert durch die katholische Monarchie unter dem proto-rassistischen Slogan *limpieza de sangre* (Reinheit des Blutes) sieht Grosfoguel den ersten Epistemizid, der zur epistemologischen Privilegierung westlicher Wissenssysteme führte. Jüdische und muslimische Gläubige wurden verfolgt und umgebracht (physischer Genozid), während die Überlebenden entweder zum Christentum konvertieren mussten oder verbannt wurden (kultureller Genozid). Zusätzlich wurde zum Beispiel nach der Eroberung Cordobas 1236 die damals größte Moschee der Welt in eine katholische Kirche umgewandelt und die Bibliothek mit ihren rund 500.000 Büchern niedergebrannt. (Grosfoguel 2013: 78f)

2.) Ähnliche Prozesse fanden mit der Missionierung und der Eroberung der Amerikas statt. Genozid sowie Zerstörung von Wissen und Spiritualität gingen auch hier miteinander einher. Grosfoguel argumentiert, dass sich mit der Eroberung der Amerikas auch ein neuer Diskurs und neue Formen der Herrschaft entwickelt haben. Hatten die Personen jüdischen und muslimischen Glaubens in Al-Andalus nur eine *falsche* Religion, so waren die indigenen Gesellschaften in den Amerikas *Menschen ohne Religion*. Eine anachronistische Lesart könnte meinen, dass es sich dabei um Atheisten nach heutigem Verständnis handelte, doch unter dem damals herrschenden christlichen Verständnis waren Personen ohne Religion auch Personen ohne Gott, ohne Seele und somit auch nicht Teil der Menschheit. "The logic of the argument was as follows: 1) if you do not have religion, you do not have a God; 2) if you do not have a God, then you do not have a soul; and 3) if you do not have a soul, you are not human but animal-like." (Grosfoguel 2013: 81) Auch wenn der Begriff *Rasse* zu dieser Zeit noch nicht benutzt wurde, war die Debatte um die Seele der indigenen Gesellschaften in den Amerikas eine rassistische.

3.) In der Entführung und Versklavung von Menschen aus Afrika, sowie ihrer Deportation in die Amerikas sieht Grosfoguel den dritten Epistemizid des langen 16. Jahrhunderts. Mehrere Millionen Afrikaner*innen sind durch Gefangenschaft, Überfahrt, Versklavung und Zwangsarbeit gestorben. Wie in den obengenannten Beispielen war auch dieser Genozid inhärent ein epistemischer. Afrikaner*innen in Amerika war es verboten zu denken, zu beten und ihre Kosmologie, Spiritualität und Weltanschauung auszuüben. Die religiöse Minderwertigkeit war ein zentrales Argument für die Behauptung einer biologisch-sozialen Minderwertigkeit unterhalb des Menschlichen. "In sum, the conquest of the Americas in the 16th century extended the process of genocide/epistemicide that began with the conquest of Al-Andalus to new subjects such as indigenous people and Africans, while simultaneously intensified through a new racial logic the genocide/epistemicide against Christians from Jewish and Muslim origin populations in Spain." (Grosfoguel 2013: 85)

4.) Als vierten Epistemizid nennt Grosfoguel die Unterwerfung der Frauen* in Europa. Diese besaßen seit Generationen überliefertes Wissen in unterschiedlichsten Bereichen, von Astronomie über Medizin und Biologie zu Ethik und Ökonomie. Auch wenn die Gleichberechtigung noch weit entfernt war, ermöglichte dieses Wissen eine bestimmte Ermächtigung und führende Rollen in Gemeinschaften mit kommunalen Formen ökonomischer und politischer Organisation. Die italienische Philosophin Silvia Federici (2012) argumentiert, dass die sogenannte Hexenverfolgung im Mittelalter und ihr Höhepunkt im 16. und 17. Jahrhundert ein gezielter Angriff auf die Autorität und auf die führenden Rollen von Frauen war, um ein christlich-zentriertes Patriarchat zu konsolidieren und autonome/kommunale Formen des Landbesitzes zu zerstören. Sie bringt ebenfalls die Versklavung von Afrikaner*innen in den Amerikas mit der sogenannten Hexenverfolgung in Europa in Verbindung und sieht sie als zwei Seiten der selben Medaille: Kapitalakkumulation auf globaler Ebene mit Bedarf der Inkorporierung von billiger Arbeitskraft im kapitalistischen Akkumulationsprozess. Um diesen Bedarf zu stillen, wendeten kapitalistische Institutionen und Autoritäten seit jeher extreme Gewalt an (Grosfoguel 2013).

Während Federici (2012) sich mehr auf die Verbindung von sogenannter Hexenverfolgung und der Formation des frühen Kapitalismus konzentriert, argumentiert Grosfoguel (2013) für Parallelen zwischen dem Epistemizid an den Muslim*innen und Jüd*innen in Al-Andalus und dem Epistemizid an Frauen in Europa. Während in Al-Andalus Tausende von Büchern verbrannt wurden, gab es bei der sogenannten Hexenverfolgung zwar keine Bücher zu verbrennen, aber da das Wissen über Generationen mündlich weitergegeben wurde, waren es die Körper der Frauen, die wie Bücher lebendig verbrannt worden sind (Grosfoguel 2013: 86).

Die zweite, oben bereits erwähnte, historische Linie für den universalistischen Anspruch westlicher Wissenschaft, sieht Grosfoguel in Rene Descartes berühmter Phrase *Ich denke, also bin ich*. Descartes gilt als einer der Gründerväter der modernen Wissenschaft und in seiner bekannten Formulierung finden sich grundlegende Aspekte westlicher Wissensproduktion. Auch wenn Descartes nicht definiert, wer dieses ‚Ich‘ ist, wird klar, dass dieses ‚Ich‘ den christlichen Gott als Grundlage der Wissensproduktion ersetzt. "For Descartes, the "I" can produce a knowledge that is truth beyond time and space, universal in the sense that it is unconditioned by any particularity — "objective" being understood as equal to "neutrality" and equivalent to a God-Eye view." (Grosfoguel 2013: 76, Herv. i. O.)

Für den Anspruch, dass das ‚Ich‘ gottgleiches Wissen produzieren kann, bringt Descartes zwei Argumente vor: das eine ist ontologischer Natur, das andere epistemologisch. Das erste Argument wird als ontologischer Dualismus bzw. cartesianischer Dualismus bezeichnet. Geist und Körper seien

zwei unterschiedliche Substanzen und der Geist werde nicht durch den Körper determiniert. Ähnlich wie der christliche Gott, im Himmel schwebend und unbestimmt durch Irdisches, kann das ‚Ich‘ gottgleiches Wissen produzieren. Als göttliches Wissen, nicht determiniert durch irgendeine Partikularität, kann so ein Anspruch auf Universalität erhoben werden (Descartes 2008[1641]: 48).

In seinem zweiten Argument erklärt Descartes (2008[1641]), dass die einzige Möglichkeit, Gewissheit in Wissensproduktionsprozess zu erlangen, durch Solipsismus besteht, also der Überzeugung, dass nur der eigene Geist mit Sicherheit existiert. Wie im ersten Argument geht Descartes davon aus, dass Geist und Körper von unterschiedlicher Substanz sind, da sie unterschiedliche Eigenschaften hätten. Zum Beispiel hat der Körper eine messbare Temperatur und der Geist nicht. Dafür hat der Geist Intentionen, welche der Körper nicht hat. Vereinfacht dargestellt, sagt Descartes, dass er seines Geistes gewiss ist, aber der Körper angezweifelt werden könne. Dementsprechend, da man sich außer seiner selbst nichts gewiss sein kann, werden in einem inneren Monolog Fragen gestellt und sich selbst beantwortet, bis das denkende Subjekt zu einer Gewissheit über das produzierte Wissen gekommen ist. (Descartes 2008[1641]: 33)

Grosfoguel bezieht sich in seiner Kritik an cartesianischer Philosophie auf Donna Haraways (1988) Konzept von *situated knowledges*. Die US-amerikanische Wissenschaftshistorikerin plädiert für eine feministische Objektivität, die nicht von einem Dualismus zwischen Körper und Geist ausgeht. Laut Haraway wird Wissen nicht unabhängig vom Körper produziert und damit auch nicht unabhängig von Raum und Zeit. "There is no way to "be" simultaneously in all, or wholly in any, of the privileged (i.e., subjugated) positions structured by gender, race, nation, and class. And that is a short list of critical positions." (Haraway 1988: 586, Herv. i. O.) Da das ‚Ich‘ nicht in allen Positionalitäten gleichzeitig sein kann, ist es auch nicht möglich, gottgleiches Wissen zu produzieren. Das produzierte Wissen ist immer nur partikular oder nach Grosfoguel (2013) provinziell. Wissensproduktion ist an eine bestimmte Positionalität gebunden und somit situiertes Wissen.

Haraway argumentiert, dass die menschliche Wahrnehmung, die notwendig ist um Wissen zu produzieren, durch körperliche Merkmale erst möglich gemacht wird und auch technische Geräte nur eine Prothese für organische Körperteile sind. "I would like to insist on the embodied nature of all vision and so reclaim the sensory system that has been used to signify a leap out of the marked body and into a conquering gaze from nowhere. This is the gaze that mythically inscribes all the marked bodies, that makes the unmarked category claim the power to see and not be seen, to represent while escaping representation." (Haraway 1988: 581) Das heißt die Prämissen der Objektivität setzen einen Blick von außen voraus, welcher sieht, aber nicht gesehen wird, welcher andere Körper markiert, selbst aber körperlos und unmarkiert bleibt. Haraway plädiert daher für eine

feministische Objektivität, die auf Positionalität, Raum und Situiertheit beruht, die Partikularität und nicht Universalität als Vorbedingung für rationale Wissensansprüche hat. "I am arguing for the view from a body, always a complex, contradictory, structuring, and structured body, versus the view from above, from nowhere, from simplicity." (Haraway 1988: 589)

Grosfoguel macht den Einfluss feministischer Wissenschaftskritik auf seine Argumentation deutlich, wenn er schreibt: "The unsituatedness of Descartes' philosophy inaugurated the ego-politics of knowledge: an "I" that assumes itself to be producing a knowledge from no-where." (Grosfoguel 2013: 76, Herv. i. O.) Sowohl Haraway als auch Grosfoguel sehen, dass durch die Aufklärung und insbesondere bei Descartes, die Grundlage um den Wahrheitsgehalt von Wissen zu rechtfertigen, sich von einem allwissenden Gott (theo-logik) hin zu einem unverkörperlichten und unmarkierten Individuum (ego-logik) verschoben hat.

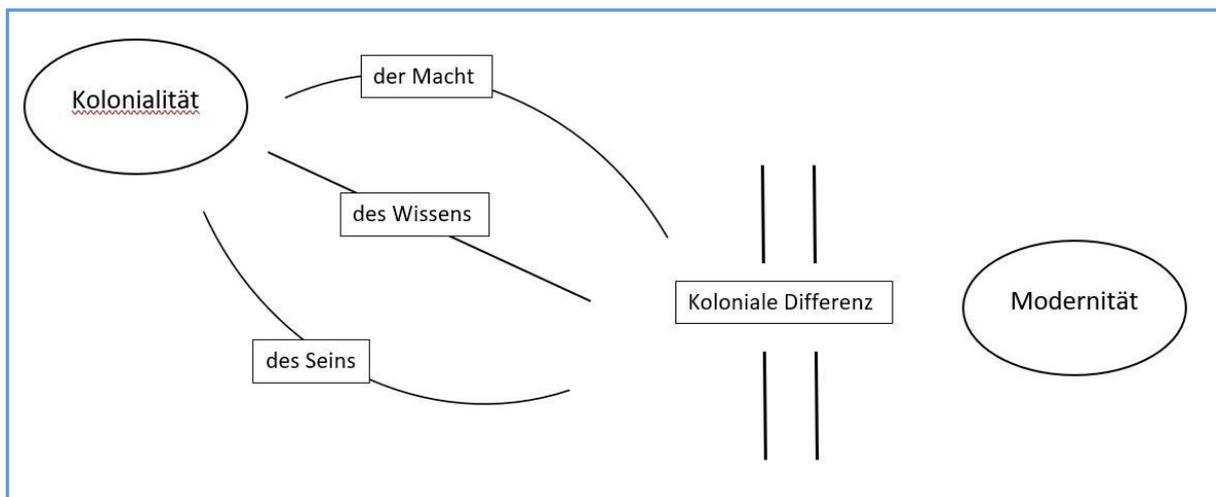


Abbildung 1: Kolonialität/Modernität. Die Abbildung zeigt die sich dialektisch und gegenseitig konstituierend gegenüberstehenden Phänomene der Modernität und Kolonialität. Die drei Achsen der Kolonialität (re-)produzieren koloniale Differenzen auf der sozio-kulturellen (Kolonialität der Macht), epistemologischen (Kolonialität des Wissens) und ontologischer Ebene Kolonialität des Seins. (Eigene Darstellung)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die dekolonialen Ansätze davon ausgehen, dass die westliche Moderne nicht ohne ihre sie konstituierende koloniale Seite existieren kann. Die koloniale Struktur der Moderne wird durch drei Achsen (re-)produziert: Auf der ontologischen Ebene wirkt die *Kolonialität des Seins*, durch die Schaffung von Differenzen strukturierend auf Raum, Zeit und Subjektivität. Das nicht-westliche Andere wird als fehlerhafte Subjektivität, rückständig in der Zeit und randständig im Raum konstruiert, um sich in der Dialektik der eigenen Modernität zu vergewissern. Die *Kolonialität der Macht* wirkt auf der sozio-kulturellen Ebene und basiert zum einen auf der Verflechtung intersubjektiver Beziehungen mit hierarchischer Klassifikation und zum anderen auf einem kapitalistischen Ausbeutungssystem. Die dritte koloniale Achse, die *Kolonialität des Wissens*, wirkt auf epistemologischer Ebene und strukturiert die Art und Weise, wie Gewissheit über

Wissen gewonnen wird, welche Methoden und welches Wissen als legitim betrachtet werden können und welche Personen Zugang zu Wissen haben. Historisch hat mit der Aufklärung eine Verschiebung des wissenden Subjekts stattgefunden. Von einem allwissenden Gott als legitime Wissensquelle hin zu einem unmarkierten Individuum, welches gottgleiches Wissen produzieren kann. Genozide/Epistemizide an Jüd*innen und Muslim*innen während der Reconquista auf der iberischen Halbinsel, an den Indigenas in den Amerikas, an Afrikaner*innen durch Versklavung und Deportation sowie an Frauen in Europa und den Amerikas durch die sogenannten Hexenverfolgungen, machten es möglich, dass sich die rassistische, sexistische und provinzielle Struktur der Wissensproduktion als universal durchgesetzt hat. Jede Achse bildet auf ihrer Wirkungsebene Differenzen zwischen Herrschenden und Beherrschten, welche zusammengenommen die kolonialen Differenzen bilden.

4.4. Die koloniale Differenz

“Like the world map, colonial narratives, descriptions, and arguments appropriated the world and condensed it into a house of *universal fictions*. We are still inside that house.” (Mignolo, Walsh 2018: 187, Herv. i. O.)

Der argentinische Philosoph und Sprachwissenschaftler Walter D. Mignolo und die amerikanische Soziologin Catherine Walsh (2018) sehen die kolonialen Differenzen als grundlegende Marker für das moderne/koloniale Weltsystem. Für sie befinden sich die kolonialen Differenzen an der Kreuzung von Wissen(schaft), Subjektivität und rassistischer Klassifikation. Klassifizierungen werden *gemacht* und sind nicht ontologisch eingeschrieben, sie sind kulturell bedingt, da sie Erfindungen sind und keine Repräsentationen. Klassifizierung ist nicht das Privileg einer bestimmten Kultur oder Zivilisation, aber damit das Projekt der Kolonialität/Modernität aufrechterhalten wird, ist eine bestimmte Klassifizierung nötig. Deshalb ist es eine zentrale Aufgabe dekolonialer Arbeiten, sich mit Klassifikationen in der Domäne des Wissens auseinanderzusetzen und die geheimen Strategien der Privilegierung zu entlarven. Für Mignolo und Walsh wird das koloniale/moderne Weltsystem durch Wissen(schaft) bzw. das was als Wissen(schaft) gilt, zusammengehalten. Wie oben erörtert, war die (rassistische) Klassifikation den männlichen europäischen Intellektuell*innen und Philosoph*innen (aber auch der gesamten Gesellschaft) von großem Nutzen, um die koloniale Differenz zu implementieren und Jüd*innen, Muslim*innen, People of Color und Frauen* zu rassifizieren. Damit konnte christliche Politik, religiöse Identität, territoriale Ansprüche, Landnahme, Versklavung und Ausbeutung legitimiert werden, was es wiederum möglich machte, die spezifische Form von Arbeit zu organisieren, die notwendig war, um die ‚Neue Welt‘ zu erobern. “Colonial differences that prop

up racism were enunciated by actors in an institutional position for the purpose of asserting *their* enunciation over the enunciation of whoever is being classified. The European Renaissance was a time and a place where meaning making ran parallel to money making.” (Mignolo, Walsh 2018: 186, Herv. i. O.) Diese beiden Aspekte, Sinn zu stiften und Geld zu machen, haben sich zwar seit dem 16. Jahrhundert verändert, aber anstatt schwächer zu werden, haben sie sich eher noch verstärkt und verstärken sich auch heute noch. Die kolonialen Differenzen haben sich, laut Mignolo und Walsh (2018), seit dem 16. Jahrhundert ebenfalls verändert, sie haben sich modifiziert, verstärkt und reproduziert. Sie sind mittlerweile auf eine universelle Ebene projiziert worden und verstecken somit die Örtlichkeit ihrer eigentlichen Herkunft.

Wie bereits beschrieben war *die Reinheit des Blutes* ein Kriterium der Rassialisierung im Rahmen der Reconquista im Spanien des 15. Jahrhunderts und die Akteur*innen (Körper), die dieses Kriterium erfanden und kund taten, waren dieselben Akteur*innen, die ihr Blut rein halten wollten. Um die Prinzipien des *limpieza de sangre* zu legitimieren und zu verteidigen, gab es zwei Argumentationslinien. Die erste Linie war die *Reinheit des Blutes* in Verbindung mit Religion, welche sich als effektiv herausstellte, um vermeintliche Trennlinien zwischen denen, die die Trennlinie ziehen und denen, für die diese Trennlinien gezogen werden, nachzuzeichnen. Es ging nicht allein um die Frage der physischen Vertreibung von Muslim*innen und Jüd*innen von der iberischen Halbinsel, sondern auch um die Begründung für die Rechtmäßigkeit der Vertreibung. Diese basierte auf einer Logik der hierarchischen Unterteilung: der *kolonialen Differenz*.

Ähnlich wie auf der iberischen Halbinsel wurden auch in den Amerikas Gesellschaften und Zivilisationen ermordet und vertrieben. Koloniale Differenzen wurden sowohl innerhalb Europas (gegenüber Jüd*innen und Muslim*innen), als auch außerhalb (Afrika und die Amerikas) errichtet. Die nach außen gerichteten kolonialen Differenzen, die auf versklavte Afrikaner*innen projiziert wurden, funktionierten allerdings in ihrer Logik und deren Auswirkung anders. “Africans were already cast out of Christian cosmology, for Africans were considered to be descendants of Ham, Noah’s cursed son, while Shem was related to Asia, and Japheth to Europe. (Of course, this cosmology was *only* meaningful for Christians; it had no meaning or relevance for Africans, or anyone else who was not Christian.)” (Mignolo, Walsh 2018: 189, Herv. i. O.) Dieser Status änderte sich allerdings dramatisch mit der Deportation in die Amerikas. Afrikaner*innen in der *Neuen Welt* wurden *Schwarz* und marginalisiert. Sie wurden zu ontologischen Sklaven gemacht, zu *Sklaven von Natur aus*. Die Herstellung von kolonialen Differenzen funktioniert also in zwei unterschiedliche Richtungen: die rassialisierten Personen werden minderwertiger als die rassialisierenden Personen und es ermöglicht der rassialisierenden Person, sich ihrer eigenen Vorstellungen zu versichern. Einmal hergestellt

wurden die kolonialen Differenzen zu prägenden Eigenschaften der Geschichte des modernen/kolonialen Weltsystems.

Im 18. Jahrhundert erfuhren die kolonialen Differenzen eine interessante Mutation, die der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said (2003) mit der Konstruktion des Orients zeigte. Europäische Philolog*innen, aber auch Reisende und Autor*innen von Romanen und Lyrik, waren eingebunden in die Konstruktion des Orients, welcher ein bunter Mix aus verschiedenen kolonialen Differenzen darstellte. Diese Differenzen waren nicht ontologisch fixiert, sondern veränderten ihren Inhalt mit der Rhetorik der Modernität und der Logik der Kolonialität. Sie funktionieren als Strategien und nicht als Ontologien. Der erfundene Orientalismus beeinflusste die Rhetorik der Moderne, indem die säkulare Zivilisierungsmisson die christliche Mission der Konversion/Missionierung zwar nicht ersetzte, aber in den Hintergrund rücken ließ. In diesen Zeitraum fällt auch die Transformation der Begründung für die Rassialisierung von Menschengruppen, von der *Reinheit des Blutes* hin zu phänotypischen Merkmalen, wie einer vermeintlichen Hautfarbe und einem vermeintlichen Zivilisierungsgrad. Sobald diese universellen Fiktionen fest in den Vorstellungen der Menschen innerhalb und außerhalb Europas verankert sind, funktionieren sie als Realitäten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und in den ersten beiden Dekaden des 21. Jahrhunderts konnte nicht nur eine weitere Rekonfiguration kolonialer Differenzen zur Aufrechterhaltung und Kontrolle der globalen Ordnung beobachtet werden (Re-Westernisierung), sondern auch signifikante und radikale Gegenbewegungen, die aus den Wunden der rassistischen und sexistischen Kategorisierung und Hierarchisierung von Menschen und Regionen entstanden sind (Mignolo; Walsh 2018).

4.5. Die dekoloniale Option der Transmoderne

Dekoloniale Ansätze in der Wissenschaft, wie auch im politischen und sozialen Aktivismus, versuchen die geheimen Strategien zu entlarven, sichtbar zu machen und zu dekonstruieren. Dabei verbleibt die dekoloniale Theoriebildung nicht in einem Stadium der reinen Kritik, sondern bietet auch verschiedene Ausblicke und Wege für eine andere Wissenschaft, Ökonomie und Gesellschaft. Inhaltlich und begrifflich unterscheiden sich die Zielvorstellungen durchaus, aber gemeinsam ist ihnen, dass sie keineswegs eine vorgefertigte Blaupause darstellen (wollen). Mignolo (Mignolo; Walsh 2018) erklärt, die Dekolonialität sei eine Option unter vielen und, dass die Dekolonialität wiederum eine unendliche Anzahl an Möglichkeiten für eine andere (und bessere) Welt bereithält (Mignolo; Walsh 2018: 224). Die unilineare Erzählung der menschlichen Geschichte ist Teil des Narrativs über die Moderne und ist in einem spezifischen regionalen Kontext entstanden. Sie ist nicht die universelle Wahrheit, welche sie für sich beansprucht. Auf der anderen Seite der Medaille, der

Kolonialität, gibt es andere Erzählungen, die teilweise als Negation in die Totalität des modernen Diskurses aufgenommen werden.

Enrique Dussel (2013) geht davon aus, dass diese Missachtung anderer kultureller Wertestrukturen es ermöglichte, dass diese auch weiterhin existieren konnten. „Diese negierte ‚Exteriorität‘, diese stets existente und latente Alterität weist auf die Existenz eines unvermuteten Reichtums hin, der langsam neu entsteht, wie Feuer aus der Glut, die unter dem Meer der jahrhundertealten Asche des Kolonialismus begraben liegt. Diese kulturelle Exteriorität meint keine rein substantivische, unverdorbene und ewige Identität. Sie hat sich im Angesicht der Moderne entwickelt.“ (Dussel 2013: 166)

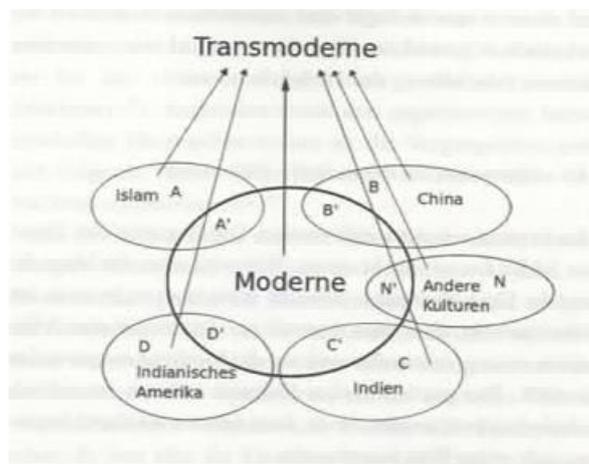


Abbildung 2: Idee der Transmoderne nach Dussel (2013: 169)

Dussel beschreibt in seinen Kölner Vorlesungen *Der Gegendiskurs der Moderne* (2013) einen möglichen Zukunftshorizont, den er die Trans-Moderne nennt. (Vgl. Abb. 2) Dabei geht er davon aus, dass die Moderne, wie oben schon diskutiert, ein europäisches/westliches Projekt ist und andere Kulturen deshalb niemals modern sein können. Sie sind vielmehr vor-modern (älter als die Moderne), Zeitgenoss*innen der Moderne und werden bald transmodern sein. Wie das obigen Zitat andeutet, ist für Dussel Kultur nichts statisches, sondern ein ständiger Prozess von Austausch und Wachstum. So soll auch der Begriff der Trans-Moderne dieses Verständnis deutlich machen und die radikale Neuheit anzeigen: „diesen gleichsam aus dem Nichts, aus der alternativen Exteriorität des stets Distinkten kommenden Einbruch von universellen Kulturen, die sich entwickeln und die Herausforderungen der Moderne und sogar der europäisch-nordamerikanischen Post-Moderne auf sich nehmen, aber *von einem anderen Ort her (from other Location)* antworten. Sie antworten vom Ort ihrer eigenen kulturellen Erfahrung aus.“ (Dussel 2013: 167, Herv. i. O.) Eine zukünftige (transmoderne) Kultur nimmt zwar die positiven Momente der europäisch-nordamerikanischen Moderne auf, prüft sie aber mit distinkten Kriterien jahrtausendealter Kulturen und wird somit eine

reichhaltige Pluriversalität besitzen. Eine Pluri-versalität in Abgrenzung zur Uni-versalität der europäischen Moderne.

Als Beispiel für ein trans-modernes Projekt wird in dekolonialen Theorien und in der Praxis immer wieder auf die Zapatistas in Mexiko verwiesen. Am 1. Januar 1994, zusammen mit dem Inkrafttreten des North American Free Trade Agreements (NAFTA) zwischen Kanada, den USA und Mexiko, trat auch die soziale Bewegung der Zapatistas in Erscheinung. Die zumeist aus Indigenen des südlichen, mexikanischen Bundesstaates Chiapas bestehende Bewegung erreichte weltweite Aufmerksamkeit durch die bewaffnete Besetzung von Bezirkshauptstädten und ihrer Kriegserklärung an den mexikanischen Staat (Kerkeling 2003). In ihrer Sprache und ihren Praktiken findet sich neben marxistischen und anarchistischen Elementen vor allem eine indigene Kosmvision wieder. So organisieren sich die Zapatistas kollektiv in Kooperativen und autonomen Gemeinden, denen gewählte Personen vorstehen und im regionalen Austausch die Vorstellungen der Basis vertreten. Alle Personen können diese Funktion ausüben und jederzeit abgesetzt oder ausgetauscht werden. Der Zeitpunkt des Aufstandes war keinesfalls Zufall und auch nicht spontan. Die Zapatistas stellen sich gegen Rassismus, Patriarchat und neoliberalen Kapitalismus. Seit spätestens Mitte der 1980er Jahre gab es eine Gruppe sozialistischer Intellektueller aus der Hauptstadt Mexiko-Stadt, die nach Chiapas kamen, um eine klassisch-marxistische Guerilla unter der indigenen Bevölkerung aufzubauen. Doch scheiterte der Ansatz einer sozialistischen Avantgarde und stattdessen entstand ein mehrjähriger Austausch und Lernprozess. Genau in diesem Prozess der gegenseitigen Übersetzung, dem Austausch von positiven Momenten der europäischen Moderne und der lokalen kulturellen Erfahrung sieht Mignolo (2011b) die Möglichkeit einer transmodernen Zukunft. Mignolo beschreibt den Aufstand der Zapatistas als “an emerging project with a different logic, a logic that no longer reproduced the need for abstract universals” (Mignolo 2011b: 234). Viel mehr sehen sich die Zapatistas als eine Möglichkeit, als eine Option unter vielen. Denn so wie Subcommandante Marcos es in der vierten Deklaration aus dem Lakandonischen Urwald formuliert: “In the world we want everyone fits. In the world we want many worlds to fit.” (Marcos 1996)

4.5. De-linking und border-thinking

“[...] because there are many ‘beginnings’ beyond Adam and Eve and Greek civilization and many other foundational languages beyond Greek and Latin. With and in each language comes [sic!] different concepts of economy that of course Adam Smith was unable to think, and other political theories beyond Niccolo Machiavelli or Thomas Hobbes; and different

conceptions of life which leads [sic] to philosophical practices that cannot be dependent from Greek canonical dictums in matters of thoughts!!!” (Mignolo 2007: 456, Herv. i. O.)

Weil es viele Anfänge abseits von Adam und Eva gibt und weil es viele Welten neben den Zapatistas geben soll, gibt es auch viele Pfade, die diese Anfänge mit der Zukunft verbinden. Doch wie kann nun auf diese Zukunftshorizonte zugegangen werden? Welche Rolle kann die soziale Bewegungsforschung dabei spielen. Welche epistemologischen Grundannahmen müssen sich wie ändern und was würde das für die Wissenschaft bedeuten? Denn wie kann ein Wissensproduktionsprozess aussehen, der nicht mehr unabhängig vom Körper gedacht werden kann, sondern im Gegenteil von diesem beeinflusst wird? Wie kann anderes Wissen, zum Beispiel in einem Dialog mit anderen Menschen produziert werden? Descartes Argumente, wie weiter oben beschrieben, würden zerfallen: das ‚Ich‘ hätte einen Körper, welcher nicht unabhängig von Raum und Zeit existiert und könnte Wissen nur in bestimmten sozialen Beziehungen produzieren, in bestimmten sozialen, historischen und kulturellen Kontexten. “If knowledge is produced in particular social relations, that is, inside a particular society, then it cannot be argued that the human “I” can produce a knowledge equivalent to a God Eye view.” (Grosfoguel 2013: 76, Herv. i. O.)

Der argentinische Philosoph Walter D. Mignolo (2007) sieht in der Praxis des *de-linking*, also des Abkoppelns von der Hegemonie der westlichen Wissensproduktion, eine Möglichkeit, die *Kolonialität des Wissens* zu überwinden, um letztendlich einen Prozess der Dekolonialität anzustoßen. Die Dekolonialität ist die Überwindung des herrschenden kolonialen/modernen Weltsystems, allerdings weniger ein abschließbares Ziel, sondern viel mehr ein Zukunftshorizont, der in den verschiedenen Bereichen der sozialen Existenz angestrebt werden kann. Für den Zweck dieser Arbeit werde ich mich im Folgenden auf die Bereiche Wissen(schaft) und Wissensproduktion konzentrieren, also der *Kolonialität des Wissens*.

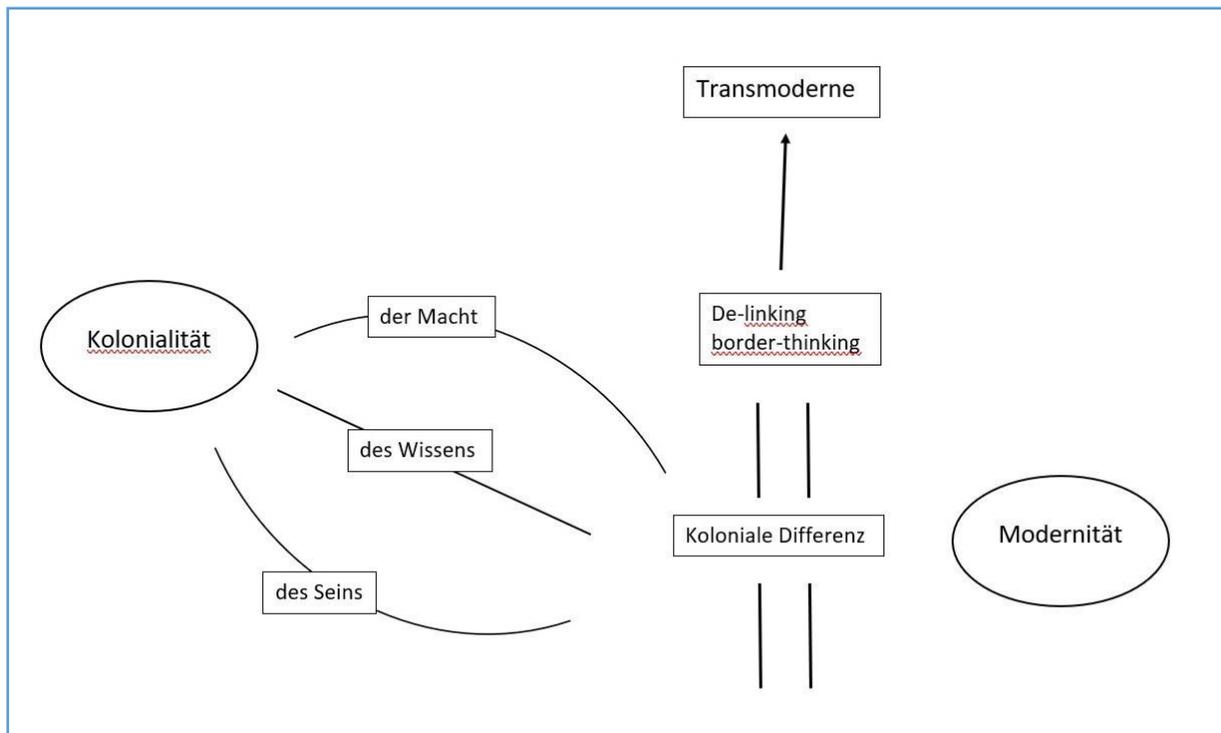


Abbildung 3: Kolonialität/Modernität/Transmoderne. Die Abbildung zeigt die sich dialektisch und gegenseitig konstituierend gegenüberstehenden Phänomene der Modernität und Kolonialität. Die drei Achsen der Kolonialität (re-)produzieren koloniale Differenzen auf der sozio-kulturellen (Kolonialität der Macht), epistemischen (Kolonialität des Wissens) und der ontologischen (Kolonialität des Seins). Durch Strategien des de-linking und border-thinking ist es möglich die Modernität/Kolonialität zu überwinden und eine pluriversale Transmoderne zu erreichen. (Eigene Darstellung)

Ähnlich wie die neuseeländische Maori und Sozialwissenschaftlerin Linda Tuhiwai Smith (2012[1999]) sieht Walter D. Mignolo (2007) im Marxismus und in der kritischen Theorie nicht die nötige radikale Infragestellung wissenschaftlicher Grundannahmen westlicher Wissensproduktion. Diese haben lediglich die Inhalte der wissenschaftlichen Konversation verändert, doch nicht ihre Bedingungen bzw. die dahinterliegende Logik. Sie bleiben immer noch in einer kolonialen Logik verhaftet, dem, was Mignolo als *Ego-* und *Theo-politics* bezeichnet. Wie oben schon angedeutet argumentiert Grosfoguel (2013) ebenso wie Mignolo (2007) und sieht in der Aufklärung eine epistemische Verschiebung von theo-logischer Wissensproduktion hin zu einer ego-logischen Wissensproduktion. Dabei kam es zwar auch zu einer Verschiebung von Grundannahmen, doch blieb die umgebende epistemologische Logik dieselbe. Die Ego- und Theopolitiken des Wissens und Verstehens sind der hegemoniale Rahmen westlicher Modernität in seiner internen Diversität. Mignolo (2007; 2018) argumentiert, dass die Kolonialisierung von Wissen/schaft in einem hierarchischen Prozess von oben nach unten funktionierte und bis heute in dieser Form organisiert ist: von Unterdrücker*in zu Unterdrückten, von Wirtschaft und Politik, von Unternehmen und Staaten nach unten. Deshalb muss eine emanzipatorische bzw. dekoloniale Wissensproduktion, die nicht den Interessen von Unternehmen und Staaten dient, in umgekehrter Richtung funktionieren: "On the other hand, the

creative work on knowledge and subjectivity comes from the political society, from the institutionally and economically des-enfranchised [...]. In that sense, the grammar of de-coloniality is working, has to work, from bottom up.” (Mignolo 2007: 492) Die ‚Grammatik der De-kolonialität‘, also das Regelwerk oder die Art und Weise, wie Dekolonialität erreicht werden kann, muss anders funktionieren. Ein möglicher Weg, den Mignolo vorschlägt, ist sein Konzept des *border-thinking*, des Grenzdenkens. Für ihn hat Wissensproduktion immer einen Körper und einen Ort, ist immer an Beziehungen gebunden und hat eine Perspektive. Die Quelle des Grenzdenkens, eines ‚anderen‘ Denkens, kann demnach nicht in dem herrschenden Modus der Wissensproduktion liegen. Sondern gerade in einem von christlicher Theologie und sekulärer Philosophie disqualifizierten Modus der Wissensproduktion bzw. aus einer Perspektive, die nicht aus dem Inneren der Moderne kommt und sich nicht an der Logik der Modernität/Kolonialität orientiert. Mignolo (2007) gesteht ein, dass Kapitalismus und die westliche Moderne heutzutage geradezu unausweichlich erscheinen, es aber viele Beispiele für eine Exteriorität gibt. Damit meint er unter anderem Sprachen und Wissen, welches von der Logik der Moderne ausgeschlossen wird, wie zum Beispiel der Islam und die arabische Sprache, Aymara¹² und indigene Konzepte sozialer und ökonomischer Organisation. Dabei verheimlicht die westliche Wissenschaft ihren eigenen geographischen und epistemischen Produktionsort durch die Rhetorik der Universalität.

“Geo-politics of knowledge (e.g., emerging from different historical locations of the world that endured the effects and consequences of Western imperial and capitalist expansion) are necessary to break up the illusion that all knowledges are and have to originate in the imperial form of consciousness (e.g., the right, the left and the center). The geography of reason shifts. That is to say, the assumption that everything is thought out within the heart of the empire: repression, control, oppression as well as emancipation, liberation and decolonization. Whoever is not in the heart of the empire, but in its direct or indirect colonies, has to wait for *imperial emancipations*.” (Mignolo 2007: 462f, Herv. i. O.)

Mignolo (2007; 2011) plädiert für eine Ortsverschiebung der Wissensproduktion an den Rand der Moderne, sowohl im geographischen als auch im intellektuellen oder epistemischen Sinne. An die Grenze zwischen moderner Wissenschaft und der davon disqualifizierten und ausgeschlossenen Wissensproduktion. Denn Mignolo (2007) macht einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Emanzipation und Dekolonisation. Emanzipation ist die Befreiung innerhalb eines Systems, Dekolonisation die Befreiung von einem System.

¹² Aymara sind indigene Gesellschaften in Bolivien, Chile und Peru.

Für eine Veranschaulichung hilft ein Blick auf die Unterteilung der Wissenschaft durch zwei Franzosen, den Philosophen Gilles Deleuze und den Psychoanalytiker Félix Guattari, in eine königliche oder imperiale Wissenschaft und in eine nomadische Wissenschaft. In ihrem Buch *Tausend Plateaus* (1992[1980]) beschreiben sie ihre Auffassung von zwei verschiedenen Wissenschaften, die unterschiedlichen Logiken unterliegen, anhand der Konstruktion von gotischen Kathedralen im 12. Jahrhundert. Dabei sehen sie die nomadische Wissenschaft in Person der Baumeister und Arbeiter*innen und weisen darauf hin, dass die Baumeister und Arbeiter*innen dieser Zeit eine mächtige Position innehielten, viel umherreisten und an verschiedenen Orten Kathedralen bauten und Werkstätten eröffneten. Sie verfügten über aktive und passive Macht, Mobilität und Streik. Die Mobilität der Baumeister und Arbeiter*innen ermöglichte einen regen Austausch von Wissen, der auf Erfahrungen und Praxis beruhte. „Die Antwort des Staates bestand darin, die Leitung der Werkstätten zu übernehmen, alle Formen der Arbeitsteilung im Hauptunterschied zwischen intellektueller und manueller Arbeit, zwischen Theorie und Praxis aufgehen zu lassen, einer Kopie des Unterschieds "Regierende-Regierte". Sowohl in den nomadischen Wissenschaften wie in den Königswissenschaften gibt es einen "Plan", aber durchaus nicht auf dieselbe Weise.“ (Deleuze; Guattari 1992[1980]: 506, Herv. i. O.) Der Staat und die imperiale Wissenschaft arbeiten im Gegensatz zur nomadischen Wissenschaft mit Formeln, Schablonen und reproduzierbaren Modellen, was dazu führt, dass es sowohl keinen Bedarf mehr an qualifizierter Arbeit gibt als auch eine Notwendigkeit für eine Dequalifizierung von Arbeit besteht. Das heißt, Arbeiter*innen waren in ihrem Feld Expert*innen, da sie über das technische und praktische Wissen verfügten. Durch eine arbeitsteilige Organisation der Arbeit von oben nach unten, durch Formeln und Schablonen wurde diese ‚Macht‘ gebrochen. Auf diese Weise macht der Staat, laut Deleuze und Guattari, die Intellektuellen zu einem abhängigen Organ und entzieht jenen, die nur noch reproduzieren oder ausführen, jede Macht. Im Beispiel des Kathedralenbaus läge die imperiale Wissenschaft in der Beauftragung des Baus und den Plänen der Architekten, mit genauen Berechnungen der Bogenwölbung und Arbeitsanweisungen, um die Wanderarbeiter*innen kontrollieren zu können. Die nomadische Wissenschaft wiederum sehen sie in den Bewegungen der Arbeiter*innen, die durch ihre Handbewegungen die Steine formen und durch Erfahrungen und Austausch auf anderen Baustellen dieses Wissen gewonnen und auch weitergegeben haben (Deleuze; Guattari 1992[1980]: 512f).

Wie Mignolo (2007) selbst zugibt, behandeln beide Ansätze den gleichen Themenkomplex, unterteilen in eine dominante Wissenschaft und in eine unterdrückte Wissenschaft, die beide nach unterschiedlichen Logiken funktionieren. Die Perspektive der Autoren ist allerdings sehr unterschiedlich und somit unterscheidet sich sowohl Analyse als auch die Konsequenz daraus

grundlegend. "It is one thing to criticize the complicity between knowledge and the state while inhabiting a particular nation-state (in this case France), and another to criticize the complicity between knowledge and the state from the historical exteriority of a universal idea of the state forged on the experience of a local history: the modern, European, experience of the state." (Mignolo 2000:73) Dabei sind beide Ansätze, *border-thinking* und Nomadologie bzw. nomadische Wissenschaft, komplementär aber nicht auf einander reduzierbar. Die Autoren und ihre Ansätze sind durch Kolonialität und die koloniale Differenz mit einander verschlungen, aber lassen sich nicht auf das eine oder das andere reduzieren, sondern bilden ihre eigene lokale Geschichte. Mignolo bezieht sich bei seinem Konzept des *border-thinking* nicht auf eine westliche Denktradition oder westliche Theoretiker*innen, sondern verweist auf die semi-autobiographische Arbeit der Chicanafeministin Gloria Anzaldúa *Borderlands/La Frontera: The new Mestiza*(1987). Anzaldúa schreibt darin über eigene Erfahrungen, Aufwachsen und Leben im mexikanisch-us-amerikanischen Grenzgebiet und ihre Analyse der *border/lands*. In Gedichten und Essays auf Spanisch und Englisch beschreibt sie sichtbare und unsichtbare Grenzen zwischen verschiedenen Gruppen: zwischen US-Bürger*innen und nicht-US-Bürger*innen, Latinas/os und nicht-Latinas/os, Frauen und Männern, heterosexuell und homosexuell. Für das Konzept des *border-thinking* ist besonders Anzaldúas Idee von *la mestiza* zentral. Ein neues Bewusstsein, welches Grenzen, Barrieren und Binaritäten einreißen wird. Weder für Anzaldúa noch für Mignolo sind Grenzen nur geographische Grenzen zwischen Nationalstaaten, sondern immer auch kulturelle, politische, religiöse, sexuelle, ontologische und epistemische Grenzen. Durch eine dekoloniale Analyse dieser Grenzen werden Risse sichtbar, an denen angesetzt werden kann.

5. Politische und ethische Aspekte der sozialen Bewegungsforschung

Bevor detailliert auf die Fragestellung eingegangen wird, möchte ich dieses Kapitel mit einer Geschichte beginnen, die, wie ich finde, schon einige Überlegungen dieses Kapitels in sich vereint.

Mit dem 1. Juli 2017 ist die *Bundesfachstelle Linke Militanz* am Institut für Demokratieforschung der Georg-August-Universität Göttingen, Deutschland, eingerichtet worden. Sie wird vom deutschen *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* finanziert und ist eine von drei Forschungsstellen der *Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen* (FODEX) in Niedersachsen. Laut eigenen Angaben sollen

„bis Ende 2019 [...] zum einen Erkenntnisse zur Rekrutierung und Zusammensetzung, zu inneren Kommunikationsweisen, Assoziationsprinzipien und Entscheidungsprozessen im

Bereich linker Militanz wissenschaftlich gewonnen und in Wechselwirkung mit diesen Forschungsergebnissen zum anderen pädagogische Ansätze zur Prävention der demokratiefeindlichen Aspekte linksradikaler Denk- und Verhaltensweisen entwickelt werden“ (Micus 2019).

Erwartungsgemäß war die Resonanz u.a. auf diese Intention für „pädagogische Ansätze zur Prävention der demokratiefeindlichen Aspekte linksradikaler Denk- und Verhaltensweisen“ (Micus 2019) aus der lokalen linken Szene nicht sehr positiv. Es folgten Demonstrationen und Hausverbote in diversen Szenelokalitäten für die Mitarbeiter*innen des gesamten Demokratieforschungsinstituts. Kritikpunkte der linken Szene Göttingens sind insbesondere die organisatorische sowie die ideologische Nähe der Bundesfachstelle zum niedersächsischen Verfassungsschutz. (no-ifd 2018)

Nicht nur in Göttingen, sondern auch im wissenschaftlichen Diskurs stoßen die Bundesfachstelle und das FODEX auf Gegenwind. Ein Jahr nach der Eröffnung der Bundesfachstelle, wurde ein sich kritisch positionierender Artikel im *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* veröffentlicht. Unter dem Titel „Protestforschung mit politischem Auftrag?“ legten die beiden deutschen Mitglieder des *Instituts für Protest- und Bewegungsforschung* (IPB), Simon Teune und Peter Ullrich ihre Kritik und Vorbehalte gegenüber den Ansätzen der Bundesfachstelle und des FODEX dar. Die beiden Autoren gehen davon aus, dass Wissenschaft im Allgemeinen und Bewegungsforschung im Besonderen nicht wertfrei sein können, allerdings sehen sie mit einer staatlichen Beauftragung auch eine besondere Prägung durch außerwissenschaftliche Ansprüche und Erkenntnisinteresse, die durch eine Neoliberalisierung und Kapitalisierung der Wissenschaft bereits in Gang gesetzt wurde. Ähnlich wie das Bündnis *no-ifd* der linken Szene Göttingens gegen die Zusammenarbeit von Verfassungsschutz und Institut für Demokratieforschung, bzw. der Bundesfachstelle, aber aus einer wissenschaftlichen Perspektive, sehen Simon Teune und Peter Ullrich (2018) die staatliche Beauftragung sowie die Verwendung der Extremismustheorie als problematisch an.

„Zum einen verändert der politische Auftrag die Rolle wissenschaftlicher Akteure in ihrem Forschungsfeld. Zum anderen drückt das im politischen Diskurs hegemoniale Extremismusparadigma, also die Annahme, dass die demokratische Gesellschaft von politischen Randgruppen bedroht sei, der Arbeit der Einrichtungen ihren Stempel auf. Historisch als Rechtfertigung für Berufsverbote und Radikalerlass entstanden und in der Wissenschaft wegen seiner analytischen Unschärfe kritisch diskutiert, erweist es sich heute vor allem durch die implizite Gleichsetzung von so unterschiedlichen Phänomenen wie dschihadistischen Anschlägen, rassistischen Morden und Konfrontationsgewalt bei Demonstrationen als problematisch.“ (Teune, Ullrich 2018: 419)

Die beiden Autoren vom *Institut für Protest- und Bewegungsforschung* identifizieren drei Probleme, die mit einer politischen Beauftragung von Protest- und Bewegungsforschung einhergehen. Wie bereits angedeutet befürchten sie, dass mit der Abhängigkeit vom Geldfluss staatlicher Institutionen, mit deren ideologischen Voreinstellung und dem Fokus auf demokratie- und verfassungsfeindliche Tendenzen, eine versicherheitlichte Perspektive in die soziale Bewegungs- und Protestforschung Einzug hält. Das bedeutet, dass soziale Bewegungen unter Aspekten der Sicherheit (Terrorismus, Extremismus, öffentliche Ordnung, Präventionsmaßnahmen, Gewalt, etc.) untersucht, eingeordnet und bewertet werden und daraufhin gegebenenfalls staatliche Präventionsmaßnahmen entwickelt werden. Diese Perspektive verstärkt die Tendenz weg von theoriefokussierter Soziologie hin zu einer Forschung zu einzelnen Bewegungen oder Protestgruppierungen. Als drittes Problem sehen die Autoren eine Gefährdung für den Zugang zum Forschungsfeld, nicht nur für die konkreten Forscher*innen mit politischer Beauftragung, sondern für die gesamte Bewegungsforschung. Dabei weisen sie darauf hin, dass diese Probleme unabhängig von den Intentionen der Forschenden existieren, da sie durch strukturelle Kopplung an mediale Diskurse und öffentliche Wahrnehmung entstehen (Teune, Ullrich 2018: 421). Aus diesen Gründen kommen die beiden Autoren zu dem Schluss, dass es für Bewegungsforscher*innen unmöglich ist, sich nicht zu positionieren, sondern sie sich im Gegenteil offensiv mit den widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungen auseinandersetzen müssen. Dabei sollte mit institutionellem und politischem Sprechort sowie Finanzierung, Kooperationen und Verwertungskontext transparent umgegangen werden: Zum einen als forschungsethischer Grundsatz, zum anderen als „Maßstab zur kritischen Bewertung der Forschung, auch für Außenstehende [...]“ (Teune, Ullrich 2018: 422)

Auf diese Kritik folgte in der nächsten Ausgabe des *Forschungsjournals Soziale Bewegungen* eine Replik der Forscher*innen des FODEX und der *Bundesfachstelle für Linke Militanz*. Unter dem Titel „Der Aktivist [sic!] als ‚besserer‘ Forscher [sic!]? Göttinger Antwort auf Berliner Kritik“ (2018) nahmen die beiden deutschen Politikwissenschaftler Florian Finkbeiner und Julian Schenke Stellung. Dabei werfen sie den Autoren des IPB Ungenauigkeit, Polemik, Diffamierung und Bigotterie vor. In Bezug auf das Extremismusparadigma sehen sie zwar auch analytische Defizite für die Forschungspraxis und dass es als politisches Ordnungskonzept für Behörden dient, aber dennoch habe es eine funktionale Differenz zu einem erkenntnisorientierten Verständnis von Wissenschaftler*innen. (Finkbeiner, Schenke 2018: 94) Sie verweisen zudem darauf, dass das IPB in der Vergangenheit keine Probleme hatte mit dem FODEX zu kooperieren, so zum Beispiel bei Demonstrationsbefragungen während des G20-Gipfels in Hamburg am 7. und 8. Juli 2017. Die beiden Autoren der Göttinger *Bundesfachstelle Linke Militanz* erkennen ebenfalls die Schwierigkeiten von finanziellen Förderungen und Unabhängigkeiten an und werfen den Forscher*innen des IPB wiederum vor, sich durch das

belehrende Erheben des Zeigefingers ihre Deutungshoheit und ihre „privilegierte Position als intradisziplinäre Interpretationselite“ (Finkbeiner, Schenke 2018: 94) zu nutzen, um sich für künftige Förderungen in Position zu bringen. In diesem Sinne zeigen sie mit dem Zeigefinger zurück auf Simon Teune und seine Kolleg*innen, die zuletzt für die NGO *compact*¹³ eine Studie zu Großdemonstrationen in der Medienberichterstattung durchführten und dabei mehrere von *compact* mitorganisierten Demonstrationen untersuchten. „Wollten an dieser Stelle einmal wir die Entlarvungspose einnehmen, müssten wir fragen: Hat man den Imperativen der freien, „guten“, politisch reflektierten Forschung genügt, als man sich von *compact* dafür bezahlen ließ, den von *compact* unterstützten Protest zu erforschen?“ (Finkbeiner, Schenke 2018: 96, Herv. i. O.)

Dieser kurze Ausflug in eine Debatte der deutschsprachigen Bewegungsforschung, veranschaulicht sehr gut ein paar grundlegende Problematiken, mit denen sich die Bewegungsforschung auseinandersetzen muss. Beide Autorenduos sehen zwar ihre Forschung als nicht wertfrei an, nehmen aber jeweils eine unterschiedliche politische Positionierung ein. Auf der einen Seite eine staatliche Beauftragung und Finanzierung, auf der anderen Seite kommt die Förderung von politischen Nichtregierungsorganisationen. Dabei stellen sich Fragen nach der Positionierung der Forscher*innen zu ihrem Feld, nach dem Nutzen und den Profiteur*innen der Forschung sowie dem Schutz von Forschungsteilnehmer*innen.

Im Folgenden werde ich deshalb näher auf politische und ethische Aspekte der sozialen Bewegungsforschung eingehen. Dabei soll ein Blick auf die Veränderungen des politischen Klimas der letzten zwanzig Jahre geworfen werden und welche Auswirkungen diese auf die Arbeit und Logiken von Sicherheitsbehörden haben und in weiterer Folge auch für die Bewegungsforschung von Bedeutung sind. Darauf folgend werde ich mich mit der Relevanz von Erkenntnissen akademischer Bewegungsforschung für soziale Bewegungen befassen und anschließend Fragen der Repräsentation und politischen Projektion diskutieren. Abschließen werde ich das Kapitel mit der Sozialfigur der Bewegungsforscher*in und ihrer Positionierung zum Forschungsfeld.

5.1. Politisches Klima und soziale Bewegungsforschung

Ein Streitpunkt, der nicht neu ist für die Sozialwissenschaften, aber eine spezielle Qualität im Zusammenhang mit sozialer Bewegungsforschung hat, ist die Frage der Forschungsethik. Also die

¹³ Die NGO *compact* sieht sich als eine Bürgerbewegung [sic!], die für progressive Politik streitet. Die Organisation widmet sich Themen, Umweltschutz, demokratische Teilhabe, Bildung, soziale Gerechtigkeit und Gleichberechtigung. Sie versteht sich als Teil sozialer Bewegungen.

Frage, wie Forschung durchgeführt werden kann und welche Methoden benutzt werden dürfen, damit den Beforschten kein Schaden zugefügt wird.

Das bezeichnende Merkmal sozialer Bewegungen, auf die sich auch wissenschaftliche Definitionen einigen können, ist die Forderung bzw. Durchsetzung von Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Doch ist eine Veränderung politischer, wirtschaftlicher und/oder sozialer Verhältnisse gerade für diejenigen, die vom Status quo profitieren, keine willkommene Vorstellung. Insbesondere dann nicht, wenn soziale Bewegungen Taktiken anwenden, die nicht in das Bild friedlicher, demokratischer und politischer Partizipation passen, die von Medien und staatlichen Organisationen propagiert wird. Wissen und Informationen über soziale Bewegungen und Protest ermöglicht ihr Verstehen, aber damit einhergehend auch die Möglichkeit des Schwächens, der Illegalisierung und des Unterbindens von bestimmten Protestformen und Dissens. Aktivist*innen, die sich an unliebsamen Protesten und Dissens beteiligen, werden als Forschungsobjekte zusätzlich angreifbar und verwundbar. Antworten auf Fragen, die Forscher*innen sich selbst und Aktivist*innen stellen, können auch für Sicherheitsbehörden interessant sein. Zum Beispiel: Warum schließen sich Personen bestimmten sozialen Bewegungen an? Wie organisieren sich bestimmte Bewegungen? Wer organisiert welche Aktionen und auf welche Art und Weise werden diese durchgeführt? Wer trifft sich mit wem, wo und warum? Was wird dabei besprochen? Wer übernimmt welche Rolle innerhalb der Bewegung oder der Gruppe? Gesammelte Daten von Forscher*innen können dabei wichtige Verbindungen zwischen Einzelpersonen oder Gruppen herstellen, die auch bei zivil- oder strafrechtlichen Verfolgungen von großem Interesse sein können, selbst wenn dies zur Zeit der Befragung noch nicht abzusehen war. Zum Beispiel untersuchte das Federal Bureau of Investigation (FBI) in den USA im Jahr 1991 einen Fall von Tierbefreiung aus einem staatlich-mitfinanzierten Universitätslabor für Tierversuche. Die Aktion wurde der Animal Liberation Front (ALF) zugerechnet. Für die Untersuchungen wurde auch ein Student aufgefordert, vor Gericht auszusagen, da er im Vorfeld wissenschaftliche Forschungen über die Bewegung angestellt hatte. Dieser weigerte sich allerdings Aussagen zu machen, die er für vertraulich hielt und wurde wegen Missachtung des Gerichts zu 159 Tagen Gefängnis verurteilt. (Blee, Vining 2010)

Zwar gibt es, je nach staatlicher Verfassung, rechtliche und/oder institutionelle Sicherheitsmaßnahmen, die sensible Daten von Forschungsteilnehmer*innen schützen sollen, doch tatsächlich wird durch das aktuelle politische Klima weltweit, durch Gesetze und Verordnungen zu nationaler Sicherheit und Terrorismusabwehr und neue Überwachungs- und Kommunikationstechnologien das Risiko für Forschungsteilnehmer*innen erhöht. Als Zäsur für die Arbeit von sowohl staatlichen als auch privaten Sicherheitsbehörden, werden in der Wissenschaft die terroristischen Anschläge vom 11. September 2001 auf das World Trade Center genannt. Der ‚Kampf

gegen Terror' und ein allgemeiner Diskurs über Gefahr und Extremismus hat nicht nur westliche Demokratien dazu veranlasst, Unsicherheit und zukünftige Gefahren mit einer operativen Logik von Prognosen und Vorwegnahmen zu begegnen (Massumi 2015; Dencik, Hintz, Carey 2018). Der kanadische Philosoph Brian Massumi (2015) argumentiert, dass sich durch die Anschläge vom 11. September auch eine neue Logik von Macht entwickelt hat. Handlungen werden auf der Basis von Unsicherheit ausgeführt "and not due to a lack of knowledge. There is uncertainty because the threat has not only not yet fully formed but ... it has *not yet even emerged*. In other words, the threat is still indeterminately in potential." (Massumi 2015: 9, Herv. i. O.) Diese Logik der Macht erhält ihre Legitimation durch die Deutungshoheit über eine potenzielle zukünftige Gefahr, die es gilt abzuschätzen und durch verschiedene Maßnahmen gar nicht erst zur Gefahr werden zu lassen. Die Auswertung von Datenbanken, Überwachungsdaten oder Daten von Social-Media-Plattformen mithilfe von Algorithmen, ermöglicht das Verstehen vergangener Events, die Vorhersage zukünftigen Verhaltens sowie die pro-aktive Vorwegnahme von Handlungen. Ein Paradebeispiel dieser Logik findet sich in der Arbeit von Sicherheitsbehörden wie der staatlichen Polizei wieder. ‚Predictive Policing‘, zu Deutsch ‚vorhersagende Polizeiarbeit‘ ist in den USA bereits weit verbreitet im Einsatz und hat in den letzten Jahren auch im europäischen und deutschsprachigen Kontext an Interesse gewonnen (Egbert, Krassmann 2019). Der Ansatz, gesammelte Daten auszuwerten, um damit zukünftige kriminelle Handlungen vorhersagen zu können, passt in einen Sicherheitsdiskurs, der sich um das Management von Unsicherheiten der Zukunft dreht. Das Heilsversprechen lautet; je mehr Daten gesammelt und ausgewertet werden können, desto genauer können Aussagen über zukünftige Ereignisse getroffen und Gefahren abgeschätzt bzw. ihnen entgegengearbeitet werden. Vorhersagende Polizeiarbeit inkorporiert verschiedenste sicherheitstechnische Sorgen. Diese können unter anderem in Kategorien wie eventbasiert (Häufigkeit von Festnahmen, Notrufen, Beschwerden und Anzeigen), ortsbasiert (bekannte Adressen von vorbestraften Personen, Gangaktivitäten, Orte mit häufiger Kriminalität), Straftaten, die oft angezeigt werden (Gewalt, Eigentumsdelikte), Informationen über Einzelpersonen (verdächtig, vorbestraft, Verbindung zu kriminellen Netzwerken), Verkehrsmuster und Umweltbedingungen (schlechte Lichtverhältnisse, fehlende polizeiliche Überwachung, einfache Fluchtrouten, unregelmäßiger Fußgänger*innenverkehr) eingeordnet werden. Zusammen mit geoinformationstechnischer Verarbeitung werden Risikogebiete kartiert, um damit Einsätze von Polizeikräften zu steuern. (Dencik, Hintz, Carey 2018) Lag der Fokus anfänglich noch auf der Abwehr von Terrorismus und der Verhinderung von Straftaten wie Diebstahl oder Gewalt, wurde diese Logik in ein breiteres Feld der öffentlichen Ordnung inkorporiert, welches Protest und Demonstrationen auch als Sicherheitsrisiko bzw. Störung der öffentlichen Ordnung versteht.

Wie in Kapitel zwei schon beschrieben, spielte der Protest gegen den WTO-Gipfel in Seattle 1999 eine wichtige Rolle in der Justierung der wissenschaftlichen Perspektiven auf soziale Bewegungen und Protest. Der kapitalismuskritischen globalen Gerechtigkeitsbewegung gelang es in Seattle, mit vielfältigem und militantem Protest, die Konferenz der Finanzminister*innen zu blockieren. Der US-amerikanische Soziologe Patrick F. Gillham (2011) identifiziert mehrere Faktoren, die dazu führten, dass es der Polizei vor Ort nicht gelang, die Konferenz stattfinden zu lassen: Das hatte unter anderem etwas mit der Organisierung des Protests zu tun. Zum einen organisierte sich die Bewegung in dezentrale, führungslose und hierarchiefreie Bezugsgruppen, wodurch es der Polizei schwer fiel, Personen oder Gruppen zu finden, mit denen sie während des Protests verhandeln konnten, zum anderen war es den Sicherheitsbehörden kaum möglich, schon im Vorfeld die Gruppen zu infiltrieren, um an Informationen zu gelangen.

“The protesters’ goal to ‘shut down’ the WTO meetings was widely known, yet police had only limited ideas on how this would happen. Finally, police could not predict the outcome of group decisions or disrupt communications between potentially unruly protest groups that utilized consensus and decentralized decision-making procedures. The use of such transgressive or disruptive tactics and organizational styles was not entirely new. What was new was the large number of activists that used them in Seattle to stymie police.” (Gillham 2011: 639, Herv. i. O.)

In seiner Analyse der Veränderungen von Strategien der amerikanischen Polizei über zehn Jahre nach Seattle 1999 und dem 11. September 2001, kommt Gillham zu dem Schluss, dass sich der Ansatz eines strategischen Lahmlegens durchgesetzt hat. Um das Risiko der Störung öffentlicher Ordnung zu minimieren, werden mögliche Gefahren identifiziert und neutralisiert. Dies geschieht durch eine Mischung verschiedener Überwachungstechniken und das Teilen von Informationen mit anderen Sicherheitsbehörden, um zukünftige unliebsame Protestierende auszumachen. Durch präemptive Verhaftungen, den Einsatz von nicht-tödlichen Waffen und die Kontrolle von Raum, sollen so potenzielle Probleme gar nicht erst in Erscheinung treten. (Gillham 2011: 647) Die britischen und deutschen Medienwissenschaftler*innen Lina Dencik, Arne Hintz und Zoe Carey zeigen in einer Untersuchung von britischen Polizeikräften, wie Social-Media-Daten, Algorithmen und Mensch-Computer-Interaktionen zusammen spielen, um sowohl präemptiv als auch in Echtzeit Polizeitaktiken anzupassen. Dabei werden neben der Auswertung von Social-Media-Konversationen, auch individuelle Profile von Organisator*innen und Aktivist*innen angelegt, die unter anderem Angewohnheiten, Lebensstil, Adressen, Fotos und Selbstverteidigungskennntnisse enthalten. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden genutzt, um polizeiliche Maßnahmen in Bezug auf Protest anzupassen. “In the United Kingdom, for example, pre-emptive actions have included disruption of

protests by implementing checkpoints and searches that discourage attendees from participating, or the use of pre-emptive arrest and 'kettling' (containing a crowd within a limited area) to upset the network of organizers by removing strategic influencers." (Dencik, Hintz, Carey 2018: 1436, Herv. i. O.).

Während Dencik, Hintz und Carey ihre Ergebnisse aus einem relativ demokratischen Kontext teilen, gibt es durchaus Situationen oder Kontexte, in welchen Forscher*innen durch ihre Arbeit sowohl sich selbst als auch Informant*innen in Lebensgefahr bringen können. In seinen *Reflections on Dangerous Fieldwork* (1990) geht der amerikanische Soziologe Norman Patrick Peritore auf seine Feldforschungserfahrungen in Brasilien in den 1980er Jahren ein, wo eine Militärdiktatur mit harten Repressionen und Menschenrechtsverletzungen gegen Andersdenkende und Aktivist*innen vorging. Durch die Erlebnisse aus seiner Feldforschung zu dieser Zeit, stellt er die Gefahr wissenschaftlicher Feldforschung und die Wichtigkeit von Vorsichtsmaßnahmen und einer konstanten Wachsamkeit heraus.

"From 1964 to 1985, Brazil's network of 16 secret police forces assisted by 250,000 paid informants, an apparatus set up with CIA assistance, systematically persecuted "subversives" and "leftists". Thousands of persons were killed, or "disappeared" into underground prisons and torture centers. Thousands more were tried by secret military tribunals for violation of "national security", "subversion," or for violating secret decree laws, whose existence was of course unknown. Trials were conducted without counsel and without knowledge of the charges, and testimony taken under torture was admissible evidence. Torture reached high levels of technological sophistication and brutality. Medically controlled electroshock alternated with sensory-deprivation and/or sensory-overload (like high-decibel music, or taped replay of the victims' screams under torture), and extreme temperature sensory-deprivation environments (the *geladeira*)." (Peritore 1990: 363, Herv. i. O.)

In diesem politischen und gesellschaftlichen Kontext arbeitend und aufgrund der Art und Weise sowie des Inhalts seiner Forschung, kam er selbst ins Fadenkreuz von Sicherheitsbehörden und wurde persönlich und digital überwacht. Damit brachte er nicht nur sich, sondern auch Interviewpartner*innen und Forschungsteilnehmer*innen in Gefahr.

Neben den Gefahren für die körperliche Unversehrtheit macht der Autor noch auf zwei weitere Punkte aufmerksam: "Interviewing the Brazilian party Left meant interviewing the victims of terror. I estimate that roughly 35 percent of those whom I interviewed in depth, in my study of the Brazilian Left, had been victims of torture. Interviewing is also interrogation, and many subjects will not allow it to penetrate beyond a certain level of generality." (Peritore 1990: 360) Zum einen stellt sich hier

die Frage, wie sich Repression gegen politischen Aktivismus auch auf die Forschung von sozialen Bewegungen auswirkt. Zwar gibt es mittlerweile schon einige Arbeiten, die sich mit (staatlicher) Repression und der Mobilisierung von Bewegungen auseinandersetzen, aber kaum etwas zu Auswirkungen auf den Forschungsprozess. Zum anderen vergleicht Peritore (1990: 360) die sozialwissenschaftliche Methode des Interviews mit einem Verhör, was in Bezug auf das steigende Interesse staatlicher Sicherheitsbehörden an sozialen Bewegungen die Frage aufwirft, welche Hierarchien im Forschungsprozess (re-)produziert werden und welches Wissen gewonnen wird, bzw. wer von den sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen profitiert.

5.2. Bewegungsforschung mit Relevanz für soziale Bewegungen?

Durch das politische Klima, welches soziale Bewegungen und Protest vermehrt als eine Gefahr für die öffentliche Ordnung sieht, werden immer mehr staatliche Akteur*innen zu Interessent*innen von Forschungsergebnissen zu sozialen Bewegungen oder Protestgruppen. Neben staatlichen Akteur*innen sind es auch die Wissenschaftler*innen, die ein Interesse an der Weiterentwicklung von Theorie und Praxis der Bewegungsforschung haben. Doch wie steht es um soziale Bewegungen selbst? Wie relevant sind die wissenschaftlichen Erkenntnisse für die Mobilisierung und Organisation von sozialen Bewegungen?

Der Paradigmenwechsel der sozialen Bewegungsforschung in den 1970er Jahren, weg von *collective behavior*-Ansätzen hin zu Ressourcenmobilisierungsansätzen, war laut den US-amerikanischen Soziolog*innen David Croteau, William Hoynes und Charlotte Ryan (2005) zu großen Teilen auf eine enge Verstrickung zwischen Bewegungsforscher*innen und Aktivist*innen zurückzuführen. Universitätscampi weltweit waren die Basis für Vernetzung von politisch-aktiven Studierenden in Bürgerrechts-, Frauen-, Antikriegs- und Friedensbewegungen. Die Soziolog*innen argumentieren, dass sowohl die Bewegungsforschung als auch die studentischen Aktivist*innen direkt von ihrer engen gegenseitigen Beziehung profitierten. In seinem Beitrag für denselben Sammelband hakt der US-amerikanische Soziologe Richard Flacks (2005) genau dort ein: Er sieht einen Grund für den damaligen regen Austausch von sozialer Bewegungsforschung und Aktivismus in der Diskussion um die Rolle der Sozialwissenschaften in der Herstellung sozialer Gerechtigkeit.

“Many of those who studied social movements in the 1960s and 1970s were themselves politically active. My impression then was that they believed that their work ought to aid efforts to achieve social equality, democracy, ‘emancipatory goals.’ There was a pervasive awareness after the 1960s that sociology had, at least in the postwar years, largely been at the service of social control. The slogan of the “sociology liberation movement” — a radical

caucus at the American Sociological Association (ASA) meetings in 1968— was ‘knowledge for whom?’ Across all the disciplines, there was hot debate about the social function and moral purpose of the social sciences.” (Flacks 2005: 6, Herv. i. O.)

Die bereits in Kapitel zwei genannten Paradigmen aus dieser Phase, Ressourcenmobilisierung, Political Opportunity und Framing, befassen sich hauptsächlich mit Strategien sozialer Bewegungen und waren laut Flacks (2005) durchaus auch nützlich für Aktivist*innen. Theorien und Forschungsergebnisse aus dem akademischen Umfeld fanden ihren Weg in Trainingshandbücher für Aktivist*innen. Im Laufe der 1990er Jahre, mit steigendem Interesse an sozialen Bewegungen und ihrer Beforschung, hat sich das Feld zunehmend professionalisiert. Die Herausgeber*innen des Sammelbandes *Rhyming Hope and History* (2005), Croteau, Hoynes und Ryan beanstanden, dass Verbindungen zwischen Forschung und Aktivismus in dieser Zeit schwächer geworden seien, während sich ironischerweise gleichzeitig die sozialwissenschaftliche Bewegungsforschung in der Wissenschaft ausgedehnt, modernisiert und legitimiert hätte. Sie kritisieren ebenfalls, dass die soziale Bewegungsforschung zu abgehoben geworden sei, Akademiker*innen mit ihren Theorien nur noch zueinander sprechen und Forschungsergebnisse keine Relevanz für die sozialen Bewegungen selbst hätten. Eine große Anzahl Lehrbücher, Standardwerke und Sammelbände sowie Journalartikel, die darauf abzielen, die genannten Theorien zu unterstützen, zu kritisieren oder zu vergleichen, zeugen davon. Flacks (2005) sieht es zwar positiv, dass es eine blühende Debatte innerhalb der sozialen Bewegungsforschung gibt, kritisiert aber auch, dass sich ein Mainstream unter dem Schlagwort *political contention* herausgebildet hat, zu dem sich viele neuere Arbeiten und Forschungen auf die eine oder andere Weise verhalten. Für ihn stellen sich die Fragen: “*What is all this analysis for? In what way does the validation, elaboration, and refinement of concepts provide usable knowledge for those seeking social change?*” (Flacks 2005: 8, Herv. i. O.)

Neben der fehlenden Relevanz für Aktivist*innen und soziale Bewegungen werden auch immer wieder die Vorgehensweise der Forscher*innen kritisiert und die epistemologischen Annahmen, die den Methoden zugrunde liegen. Die britische Soziologin Lisa Tilley (2017) vergleicht den herrschenden Prozess der Wissensproduktion mit den kolonialen Kontinuitäten der Ressourcenextraktion und des Ressourcenhandels. Die systematische Ausbeutung der Rohstoffe ehemaliger Kolonien kann in Analogie zu den ‚piratischen‘ Methoden der Wissenschaft gesetzt werden: Extraktion von Rohdaten, welche in intellektuelles Eigentum veredelt und zu hohen Preisen verkauft bzw. publiziert werden, unter Ausschluss der ursprünglichen Wissenden. Ähnlich wie bei Rohstoffen findet auch bei Wissen die Verfeinerung und Nutzung hauptsächlich im globalen Norden statt. Tilley wie auch andere (Chesters 2012; Lewis 2012; Luchies 2015) argumentieren, dass soziale Bewegungen immer noch hauptsächlich als Objekte von Forschung gelten und nicht als

Wissensproduzent*innen, obwohl es in der Soziologie wie auch in der sozialen Bewegungsforschung seit Jahrzehnten Bestrebungen zur Implementierung einer phänomenologischen Epistemologie gibt, nicht zuletzt durch dekoloniale Ansätze der Theoriebildung, wie ich sie bereits in Kapitel 4.2. vorgestellt habe. Die Annahme, soziale Bewegungen seien ausschließlich Forschungsobjekte, ist ethisch problematisch, da soziale Bewegungen dadurch zu kommodifizierbaren Objekten von Wissen reduziert werden können und die Extraktion dieses Wissens entweder individuelle Karrieren in der Wissenschaft voranbringt oder das Ansehen der Universität und ihre Stellung im internationalen Wettbewerb verbessert.

5.3. Repräsentation und politische Projektion

Neben der Bewegungsforschung als Feld für eine akademische Karriere, besteht die Wahrscheinlichkeit, dass Akademiker*innen durch ihre soziale Stellung sowie die Fähigkeiten, die sie durch ihre Ausbildung erlernt haben, repräsentative Funktionen an Stelle der beforschten Bewegung in akademischen und öffentlichen Räumen übernehmen. Dabei besteht die Gefahr, dass die tatsächlichen Aktivist*innen unsichtbar gemacht werden und ihre Stimmen nicht gehört werden, statt ihnen für Interviews, Zeitungsartikel und Talks die akademischen Expert*innen eingeladen werden. Um diese Themen drehte sich eine Debatte im *South African Journal for Political Studies* (Politikon), angestoßen durch einen Gastartikel der Schwarzen südafrikanischen Aktivist*in Bandile Mdlalose (2014). Die ehemalige Aktivistin der Slumbewohner*innenbewegung *Abahlali baseMjondolo* kritisiert in ihrem Artikel neben der Einflussnahme durch Spendenorganisationen, Parteien und Medien auch die Rolle von vornehmlich *weißen* Forscher*innen innerhalb der Bewegung:

“We became a darling of some academics. We liked to know that we were read all over the world. Big professors would come and visit us from Harvard and their students would spend time with us. We learnt what to say that would interest them. What usually worked was ‘Speak to us, Not about us’ and ‘we are our own leaders’. These simple statements for some reason really impressed them. We were also called to do just-in-time research for academics with the promise of future funding.” (Mdlalose 2014: 348, Herv. i. O.)

In ihrer Kritik geht Mdlalose nicht nur auf ausländische Forscher*innen ein, sondern kritisiert auch die südafrikanische akademische Gemeinschaft, die durch ihre Forschung und ihren Aktivismus innerhalb der Bewegung diese subtil verändert. Auch hier ließ eine Stellungnahme nicht lange auf sich warten. Bereits in der nächsten Ausgabe wurde ein *Letter for Concern* des *weißen* südafrikanischen Politikwissenschaftlers Steven Friedman (2015) und 23 weiteren (meist *weißen*)

Unterzeichner*innen veröffentlicht. Interessanterweise wurde darin nicht so sehr auf die vorgebrachte Kritik eingegangen, sondern viel mehr die Unwissenschaftlichkeit des Beitrages sowie der peer-review Prozess des Journals kritisiert. In den darauffolgenden Ausgaben meldeten sich sowohl südafrikanische als auch ausländische Wissenschaftler*innen zu Wort, die sich kritisch mit der Rolle von (*weißen*) Wissenschaftler*innen in (*Schwarzen*) sozialen Bewegungen auseinandersetzen. Die kanadische Medienwissenschaftler*in und Filmemacher*in Shannon Walsh verweist auf die unter der Oberfläche liegende Problematik des *Letter for Concern*.

“Bandile Mdlalose’s eruption from the role of Object of inquiry to that of speaking Subject, with her own perceptions, arguments and departures from the accepted academic narrative, did not fit the fungible example that has been useful for those writing on social movements in South Africa. She disrupts the accepted Black voice, used to endorse favoured theorists, from Lefebvre to Fanon. The powerful white academics who lodged complaints against Mdlalose’s article claim it is her lack of citation, poor use of academic language and her narrative against the grain of mainstream academic representations of AbM that are the problem. That is not the real issue. Mdlalose’s speaking out exploded her role as the poor-Black as both object and fungible exempla for study.” (Walsh 2015: 124)

Walsh bezieht sich hier auf Argumentationslinien des britischen Mathematikers, Philosophen und politischen Aktivisten Bertrand Russel, sowie des französischen Philosophen Jacques Rancière . Russel kritisierte in einem 1950 veröffentlichten Essay *Die höhere Tugend der Unterdrückten*, dass die Stilisierung von Tugenden der Unterdrückten durch linke Intellektuelle hilfreich für die herrschende Klasse sei, da die Bewunderung zum einen das Gewissen beruhige und zum anderen den Unterdrückten Macht verwehre, da es gerade die Knechtschaft sei, die sie tugendhaft mache (Russel 1973[1950]). Rancière versucht in diesem Sinne zu zeigen, „wie die Formen der Sozialwissenschaft, die vorgibt, die Herrschaft zu demaskieren, ihr ältestes Axiom festigen, nämlich dasjenige, das den Beherrschten vorschreibt, auf ihrem Platz zu bleiben, denn nur das entspräche ihrer Seinsweise, und ihrer Seinsweise treu zu bleiben, denn nur diese sei dem Platz angemessen, den sie besetzen.“ (Rancière 2010[1983]: 297) Von Platon über Karl Marx zu Jean-Paul Sartre und Pierre Bourdieu zeichnet Rancière ein Bild von Philosophen, die sich durch die Gegenüberstellung zu Arbeiter*innen selbst definieren. Im Falle von Platon sind es die Philosophenkönige, die im Gegensatz zu den Handwerker*innen in der Lage sind zu Denken und damit natürlicherweise an der Spitze des Staates stehen müssen. Bei Sartre und vor allem Marx zeigt Rancière, wie durch einen paternalistischen Gestus das Proletariat an seinen Platz verwiesen wird. „Das Proletariat braucht nicht die Wissenschaft vom Kapital, um sich zu bilden. Es braucht sie zum Existieren. Das Proletariat existiert nur durch seine Einschreibung in das Buch der Wissenschaft.“ (Rancière 2010[1983]: 158) Ganz

besonders problematisch sieht Rancière das Konzept des Habitus von Pierre Bourdieu (1979), in dem jedes Individuum in einer sozialen Klasse verortet wird und die Unterschiede und Ungleichheiten, die daraus resultieren, einer besonders starken sozialen Reproduktion unterliegen. Dieses Denken würde eine Veränderung der Ungleichheit weder lebbar noch denkbar machen.

Shannon Walsh (2015) erweitert diesen Gedankengang, indem sie Aspekte von *race* in die Argumentation einbringt. Sie legt dar, dass die akademische Linke in Südafrika (aber auch darüber hinaus) eine grausam-optimistische Zuneigung zu austauschbaren, armen, *Schwarzen* Personen hege und dass diese optimistische Beziehung verbunden sei mit emanzipatorischen und teilweise pseudo-revolutionären Begehren nach einer anderen möglichen Welt. Diese Verbindungen seien nicht auf Südafrika beschränkt, sondern im Gegensatz seien es oft *Schwarze* Körper, die für diese Art der Fantasien objektiviert werden.

“The poor-Black becomes object onto which revolutionary desires can be projected and fantasized. For the revolutionary fantasy to hold, they must remain in their wretchedness, must remain as objects denied the complex existence—the being Human—enjoyed by those who hold the power of representation and fantasy construction. Of course, the horrible irony of such a situation is that while the poor-Black as an object of desire might offer an anchor for such ‘fantasmic investments’ towards a better world for the Left, in so doing it effectively denies that world from ever appearing.” (Walsh 2015: 125, Herv. i. O.)

In dieser aktuelleren Debatte wurden auch immer wieder Parallelen zu historischen Gewerkschaftsbewegungen in Südafrika der 1970er und 80er Jahren gezogen (Steyn 2016), die zeigen, dass diese Themen keineswegs neu sind. Zweifellos hat sich seit den 1980er Jahren schon einiges in der wissenschaftlichen Forschung mit sozialen Bewegungen getan, dennoch sind akademische und öffentliche Repräsentationen von sozialen Bewegungen immer noch eingebettet in asymmetrische Beziehungen in Bezug auf *race*, Klasse und Geschlecht, welche weiterhin Machtverhältnisse innerhalb von sozialen Bewegungen formen.

Die kanadische Soziologin Daphne Jeyapal (2016) zieht aufschlussreiche Aspekte aus der Reflektion ihrer eigenen Forschung mit einer tamilischen Diasporabewegung in Kanada im Jahr 2009, die immer wieder gegen eskalierende Gewalt in Sri Lanka demonstrierte. Dabei machte sie die Erfahrung, dass dem transnationalen migrantischen Aktivismus der tamilischen Diaspora mit einer ausgesprochenen Feindseligkeit begegnet und versucht wurde, den Protest zu kriminalisieren. Dies hatte zur Folge, dass Interviewpartner*innen sich durch Teilnahme an dem Forschungsprojekt zusätzlichen Gefahren aussetzen mussten.

“The age of terror presents significant challenges to resistance movements in the West when bodies representing the racialized figure of the “terrorist” are further targeted for surveillance, discipline, and deportation. The very nature of activism is reconstructed when evidence of oppositional consciousness in “threatening” communities is discursively complicated through transnationalism, ongoing colonial logics, and structures shaping the global order.” (Jeyapal 2016: 47, Herv. i. O.)

Die Implikationen, dass soziale Bewegungen von People of Color im Westen unter kolonialen Kontinuitäten wahrgenommen werden und mit dem rassifizierten Bild von „Terrorist*innen“ in Verbindung gebracht werden, erfordert eine ethische Reflektion über den Forschungsprozess und wie das Risiko für die Teilnehmenden minimiert werden kann. Während ihrer Forschung kamen immer wieder vier unterschiedliche Diskurse auf, mit welchen über den Protest der tamilischen Diaspora gegen die eskalierende Gewalt in Sri Lanka berichtet wurde: Protest gegen einen sich entfaltenden Völkermord, eine separatistische Bewegung, ein lang anhaltender ethnischer Konflikt und (meistens) eine terroristische Bewegung (Jeyapal 2016).

“Research representations matter because they are a concrete outcome of discourse practice that is interpretative, subjective, and constitutive. Each representation of activism evokes a different narrative of resistance, embedded within different stories of ongoing struggle; and each functions to legitimize and/or delegitimize activists’ voices in different ways. Importantly, each category of representation erases others that also tell an important story about the political framing of the conflict and the production of discourse itself.” (Jeyapal 2016: 54)

Öffentliche und akademische Repräsentation migrantischer, armer oder *Schwarzer* sozialer Bewegungen durch, oft *weiße*, männliche Wissenschaftler*innen aus der Mittelklasse, läuft immer Gefahr, sozialen Bewegungen zu schaden und wichtigen Protest unmöglich zu machen. Sei es durch interne asymmetrische Machtbeziehungen oder durch Darstellungen im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs. Durch die soziale Stellung von Wissenschaftler*innen wird ihren Repräsentationen von Protest ein besonderes Gewicht zugesprochen, welches Geschichten und Stimmen von Aktivist*innen delegitimieren kann. Ähnlich wie in der medialen Repräsentation macht es einen bedeutenden Unterschied, ob soziale Bewegungen im akademischen Diskurs als Separatist*innen, Freiheitskämpfer*innen oder Terrorist*innen dargestellt werden.

5.4. Positionierung von Bewegungsforscher*innen zu ihrem Feld

Sozialwissenschaftler*innen und damit auch Bewegungsforscher*innen sind keine neutralen Beobachter*innen, die von außen mit einer objektiven Perspektive Daten erheben und Wissen produzieren. Sozialwissenschaftler*innen sind ebenfalls Teil der Verhältnisse, die soziale Bewegungen verändern wollen und stehen als Bewegungsforscher*innen immer in einer bestimmten Position den sozialen Bewegungen gegenüber, die sie untersuchen. Laut dem deutschen Soziologen und Protestforscher Peter Ullrich liegt eine Besonderheit der sozialen Bewegungsforschung in den Methoden, die die Forscher*innen nutzen und, dass sie „häufig im engen Kontakt mit den „Objekten“ des Interesses [sind], mit denen sie oft über viele Jahre im Austausch stehen.“ (Ullrich 2019: 29, Herv. i. O.) Damit unterscheiden sie sich von sozial- und politikwissenschaftlichen Methoden wie der Meinungsforschung und der Diskursforschung. Zum anderen seien die politische Relevanz und die damit verbundenen vielfältigen Interessen sowie die (potenzielle) Brisanz der Inhalte eine Besonderheit der sozialen Bewegungsforschung. Für Aktivist*innen spielt es eine wichtige Rolle, wie sich Forscher*innen zu ihnen positionieren und welchen Zweck deren Forschung verfolgt. Deshalb spielt die Wahrnehmung von Praxis und Funktion der sozialen Bewegungsforschung, durch soziale Bewegungen selbst, eine gewichtige Rolle für zukünftige Forschungen. Die „zugrundeliegende Überlegung ist so naheliegend wie überzeugend: Die Stellung zum Feld hat erwartbare Auswirkungen auf die Art des produzierten Wissens, seine Verwendungsszenarien und damit auch auf die Beforschten.“ (Ullrich 2019: 30)

Ullrich erstellt aufgrund dieser Überlegung eine Typologie der Bewegungsforscher*innen und macht dabei drei Idealtypen aus (siehe Abbildung 4) Interessierte, Distanzierte und Engagierte, wobei er noch einen Spezialtypus bei den Engagierten identifiziert, die activist-scholars. Die Idealtypen werden anhand zweier Achsen aufgezogen: die erste Dimension ist die Positionierung zum Feld, also ob es sich für die Forscher*innen bei sozialen Bewegungen um einen ganz gewöhnlichen, austauschbaren Forschungsgegenstand handelt oder ob eine normative, affektive, institutionelle oder anders spezifizierbare Positionierung vorliegt. Die zweite Dimension beinhaltet den konkreten Kern dieser Positioniertheit, also ob es sich um einen eher kritischen oder affirmativen Charakter der Beziehung zum Feld handelt.

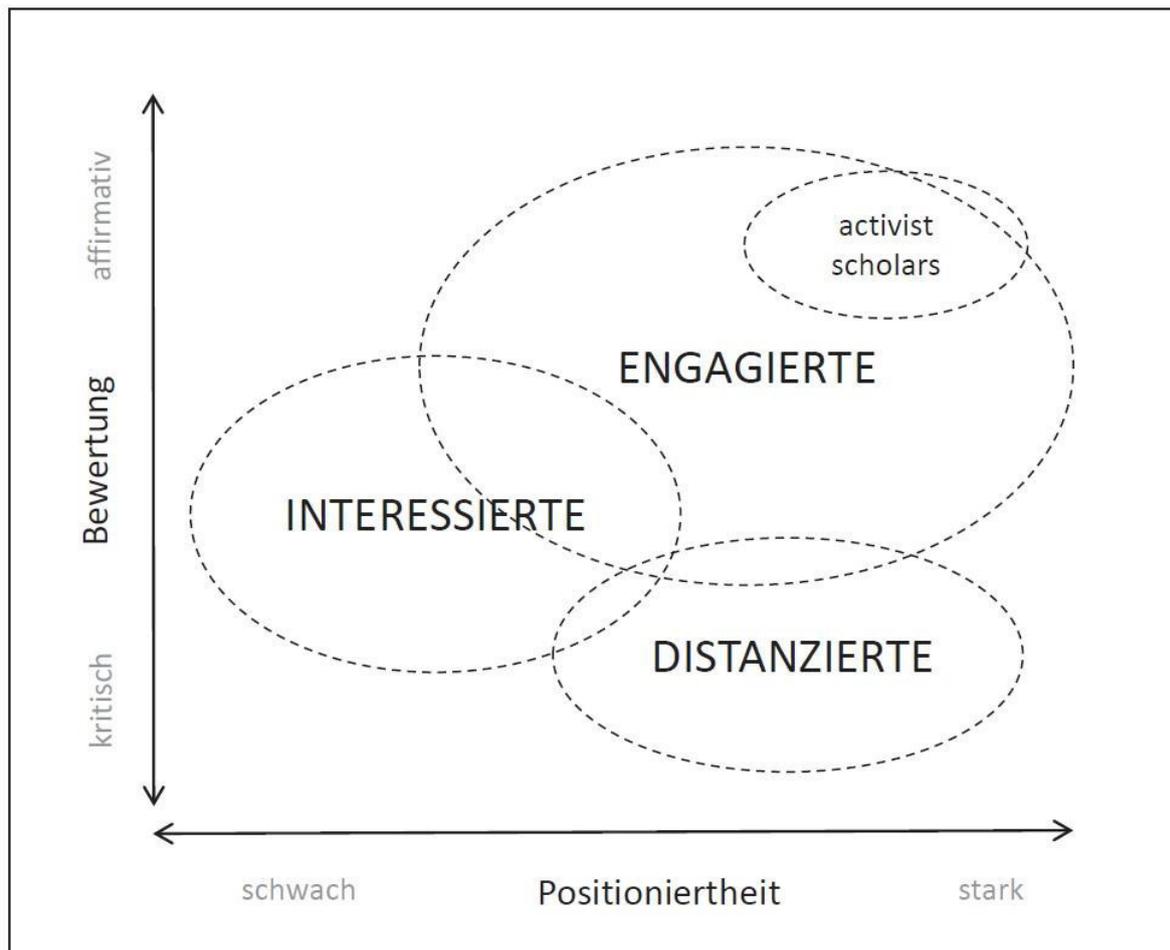


Abbildung 4: Idealtypische Bewegungsforscher*innen (Ullrich 2019: 30)

Laut Ullrich widmet sich ein erheblicher Teil der Forscher*innen (die Interessierten) dem Phänomen der sozialen Bewegungen, weil es sich um ein Feld mit grundsätzlicher und wachsender Relevanz handelt und es der Expertise bedarf. Dabei sei nicht zu missachten, dass es ein wenn auch überschaubares Angebot an akademischen oder wissenschaftsnahen Stellen gibt. Zwar ist auch die Forschung nicht wertfrei, allerdings spielt eine persönlich-politische Affinität nur eine untergeordnete Rolle. Hauptbezugspunkt der Interessierten ist die Wissenschaft und so ist es ihnen zu verdanken, dass „trotz aller Neigungen und Voreingenommenheit eine Orientierung an Fragestellungen und der Entwicklung von Theorie gibt, die als relevant für alle Bewegungen, unabhängig von ihrer politischen Färbung, gelten können“ (Ullrich 2019: 31).

Einen kleineren Bereich der Bewegungsforschung stellt, nach Ullrich, der Typus der Distanzierten dar. Dabei ist mit Distanz die oftmals starke, aber kritische Positionierung zu den untersuchten sozialen Bewegungen gemeint. Darunter fasst er sowohl jüngere Wissenschaftler*innen, die durch den Anschluss an andere Forschungsfelder wie zum Beispiel Sicherheitspolitik zur Bewegungsforschung kommen, aber auch ältere Akademiker*innen bzw. ehemalige Aktivist*innen, die mit einem eher

paternalistischen Duktus oder einer geschichtspolitischen Herangehensweise einen akademischen und antipolitischen Diskurs prägen. Ebenfalls in der Kategorie der Distanzierten sieht Ullrich Forschungen über rechtsextreme Bewegungen, die überwiegend von klarer Gegenpositionierung bis hin zu erklärter Feindschaft von Seiten der Forscher*innen geprägt sind (Ullrich 2019).

Die dritte, und die nach Schätzungen Ullrichs auch zahlenmäßig größte Gruppe, stellt der Typus der Engagierten dar. Sie sind durch eine spezifische affirmative Positioniertheit gekennzeichnet, die sich in Themenwahl, Fragestellungen und Perspektive niederschlägt. In einer abstrakten Form hat dieser Typus eine mindestens genauso lange Tradition wie soziale Bewegungen selbst, kann bis zu Marx und Engels zurückgeführt werden und umfasst einen großen Teil der Arbeiten zur kritischen Theorie, aber auch Post- und Dekolonialismus sowie (Queer-)Feminismus. Impulse für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Themen kamen nicht aus der Wissenschaft selbst, sondern aus sozialen Bewegungen. Die Engagierten positionieren sich meist eher positiv zu ihrem Forschungsfeld und versuchen eine wissenschaftliche Karriere mit ihrem politischen Interesse in Einklang zu bringen (Ullrich 2019). „Die Entscheidung für ein solches Thema ist zudem für politisch interessierte Studierende mit sozialwissenschaftlichen Aspirationen, die mit Hoffnungen, Enttäuschungen und Widersprüchen des eigenen Engagements konfrontiert sind, eine äußert [sic!] naheliegende Wahl. Entsprechend werden alle größeren Mobilisierungszyklen von einer Vielzahl entsprechender Masterarbeiten und Dissertationen begleitet.“ (Ullrich 2019: 31f.) Die politische Brisanz und das Interesse an einem vielfältigen Forschungsgebiet ziehen nicht nur Jungwissenschaftler*innen an. Wie bereits oben schon angedeutet sind es auch (mittlerweile) ältere Akademiker*innen, die nach dem eigenen Aktivismus in Protesten wie der Bürgerrechts-, Antikriegs-, und 68er-Bewegung eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen haben (Flacks 2005; Croteau et al. 2005).

Wie in der Abbildung 4 zu sehen ist, identifiziert Ullrich noch einen speziellen Subtypus der Engagierten, den ich im Folgenden noch etwas genauer unter die Lupe nehmen möchte: die activist-scholars.¹⁴

Zu Beginn dieses Kapitels habe ich den Schlagabtausch zwischen dem Berliner Institut für Protest- und Bewegungsforschung (IPB) und der Göttinger Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen (FODEX) genutzt, um auf bestimmte Problematiken der sozialen Bewegungsforschung aufmerksam zu machen. Die eine Seite warf der anderen eine

¹⁴ Bei der Recherche und Analyse der Literatur für diese Masterarbeit entstand bei mir das Gefühl, dass die Kritik und die Interventionen aus aktivistischer Sicht es zwar teilweise in den akademischen Mainstream schaffen und dort auch Debatten anstoßen, allerdings werden nur selten die Konsequenzen daraus gezogen. Ein Indikator dafür ist zum Beispiel die Gründung eines eigenständigen Journals: ‚interface‘ wurde 2009 gegründet und richtet sich dezidiert an Aktivist*innen in sozialen Bewegungen und in der Wissenschaft. Die Herausgeber*innenschaft besteht sowohl aus Wissenschaftler*innen als auch Aktivist*innen. Es ist gratis, online und in mehreren Sprachen erhältlich. Unter: <https://www.interfacejournal.net/who-we-are/mission-statement/> (zuletzt abgerufen am 20.02.2020)

politische Beauftragung durch staatliche Strukturen vor, die andere Seite wiederum sah ebenfalls eine mangelnde politische Reflexion bei finanzieller Förderung und Beauftragung durch Nichtregierungsorganisationen mit einer dezidierten politischen Einstellung. Mit der Typologie der Bewegungsforscher*in von Peter Ullrich könnte man hier einen Konflikt zwischen Distanzierten/Interessierten und Engagierten ausmachen. Allerdings verweist der Titel der Göttinger Replik auf die vorgebrachte Kritik noch auf etwas Anderes: „Der Aktivist als ‚besserer‘ Forscher?“ (Finkbeiner, Schenk 2018) Damit wird auf eine immer wieder aufkommende Diskussion angespielt, die sowohl innerhalb der Bewegungsforschung aufkommt, als auch von sozialen Bewegungen selbst thematisiert wird.

Activist-scholars, zu Deutsch aktivistische Forscher*innen, nennt Peter Ullrich den besonderen „Subtypus beziehungsweise eine extreme Ausprägung innerhalb der Engagierten [...]. Sie vertreten in der Regel die Aufhebung der Grenze von Wissenschaft und Politik beziehungsweise bestreiten, dass diese grundsätzlich divergenten Logiken folgen [sollten], und stellen ihre Forschung in den Dienst von Gesellschaftskritik und Bewegungen“ (Ullrich 2019: 32). Activist-scholars sind keinesfalls eine homogene Gruppe aktivistischer Forscher*innen mit einheitlicher Perspektive, Kritik und methodologischer Herangehensweise, sondern vielmehr versammeln sich unter dieser Bezeichnung eine Reihe von verschiedenen Ansätzen. Durch unterschiedliche Perspektiven auf und Analysen von sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion ergeben sich durchaus divergierende Konsequenzen für Epistemologie und Methodologie der eigenen Forschung. Durch die Aufhebung oder das Verschwimmen der Grenze zwischen politischem/sozialem Aktivismus und wissenschaftlicher Wissensproduktion, stellen activist-scholars ihre Forschung nicht nur in den Dienst der Gesellschaftskritik, sondern betreiben eben auch Wissenschaftskritik. Denn ein wesentlicher Kritikpunkt an der vorherrschenden akademischen Wissensproduktion ist ihre hierarchische und standardisierte Form. Die Forschung sei zu vermachtet und nutze oftmals nur den Wissenschaftler*innen in der Karriereentwicklung, weshalb die privilegierte Position der Forscher*innen aufgelöst werden müsse (Zajak 2018; Luchies 2015). Immer wieder gibt es Vorschläge zu alternativen Forschungsansätzen oder Erweiterungen bzw. Veränderungen von bereits etablierten Forschungsmethoden. Eines der bekannteren Beispiele aus der empirischen Sozialforschung ist der Ansatz der partizipativen Aktionsforschung (participatory action research (PAR)). Aktionsforscher*innen sehen in den vorherrschenden Methoden der empirischen Sozialforschung sowie der zugrundeliegenden Methodologie Gefahren gegenüber den ‚Forschungsobjekten‘.

“Research has the potential to marginalize and exclude vulnerable people, especially those who reside in challenging places. Moreover, research-based knowledge has the potential to

silence the voices and choices of vulnerable people. When this occurs, the result is a bitter irony. Research designed to advance the common good ends up being exclusionary, discriminatory, and oppressive, perhaps becoming yet another form of domination.” (Lawson 2015: 2)

Die Aktionsforschung entstand aus dem Verständnis, dass Wissen auch aus der gemeinsamen und aktiven Veränderung der Welt gewonnen werden kann. Ihr Ziel ist es, bei den teilnehmenden Gruppen und Gemeinschaften die Fähigkeit zu stärken, ihr eigenes Schicksal effektiver zu kontrollieren und diese Befähigung weiterhin zu verbessern (Fritz 2013). Zwar verwendet sie alle Methoden der Sozialforschung, qualitativ wie auch quantitativ, doch im Gegensatz zu dominanten Wissensproduktionsprozessen sollen diese demokratisiert und nicht unterdrückerisch angewandt werden. Das heißt, dass die beteiligten Personen stärker in die verschiedenen Phasen eines Forschungsprozesses eingebunden werden und Mitbestimmung zum Beispiel auch bei der Methodenwahl haben sollen. Dies soll möglich gemacht werden, in dem die Rolle der Forschenden neu definiert wird. Statt weiterhin aus der Distanz eine vermeintliche Objektivität und Unvoreingenommenheit in Bezug auf das Forschungsobjekt zu wahren, übernehmen Forscher*innen nun die Rolle von Vermittler*innen oder Moderator*innen im Forschungsprozess. In der Tradition des PAR haben sich in den letzten Jahren gerade in der sozialen Bewegungsforschung weitere Ansätze herausgebildet (Fritz 2013).

6. Für eine präfigurative Epistemologie in der Bewegungsforschung

Im Folgenden und damit auch letzten Kapitel werde ich die Konsequenzen aus den oben argumentierten Kritiken, politischen Implikationen und ethischen Dilemmata ziehen und eine Alternative zur vorherrschenden wissenschaftlichen Forschung über soziale Bewegungen skizzieren. Da mit den vorangegangenen Kapiteln die Basis für dieses Vorhaben gelegt worden ist, werde ich die Schlüsselerkenntnisse der einzelnen Kapitel noch einmal rekapitulierend darstellen, um dann die epistemologischen Voraussetzungen einer alternativen und dekolonialen Wissensproduktion zu umreißen.

6.1. Quo vadis,¹⁵ soziale Bewegungsforschung?

Zwar gibt es in der wissenschaftlichen Literatur keine einheitliche Definition von sozialen Bewegungen, aber es lassen sich doch ein paar gemeinsame Eckpunkte erkennen. Für das Ziel dieser Arbeit ist keine abschließende und allumfassende Definition notwendig, deshalb habe ich mich für eine Arbeitsdefinition in Anlehnung an die italienischen Soziolog*innen Donatella della Porta und Mario Diani (2006) und den Schweizer Soziologen Mark Herkenrath (2011) entschieden:

a) informelle Netzwerke, welche b) auf geteilten Meinungen und Solidarität basieren, c) grundlegenden sozialen Wandel herbeiführen wollen, d) dies über einen bestimmten Zeitraum und e) mit regelmäßigem Einsatz von unterschiedlichen Protestmitteln anstreben.

Dieser Bewegungsbegriff ist relativ eng gefasst, da er sowohl eine zeitliche Komponente als auch einen niedrigen Organisationsgrad voraussetzt und somit kurze Protestepisoden (z. B. Bürger*inneninitiative gegen eine Umgehungsstraße) sowie politische Parteien und andere große Einzelorganisationen ausschließt.

Das noch relativ junge Feld der sozialen Bewegungs- und Protestforschung hat sich stets an den Paradigmen der Soziologie und Politikwissenschaften orientiert. Der Beginn der systematischen Forschung liegt laut dem deutschen Soziologen Dieter Rucht (2011) in der Mitte des 20. Jahrhunderts und stützte sich stark auf die Arbeiten des französischen Soziologen und Psychologen Gustave Le Bon (1895). Dabei wurde angenommen, dass Ängste, Affekte und Ansteckungsphänomene das Verhalten von Individuen in sozialen Massen so stark beeinflussen, dass sie die Selbstkontrolle verlieren können und sich dem Massenverhalten anschließen. Zwar verloren diese *collective behavior*-Ansätze an Bedeutung, doch prägten sie die Bewegungsforschung tiefgreifend. Aus der Kritik an den massenpsychologischen Grundannahmen, wurde der *Ressourcenmobilisierungsansatz* entwickelt. Dieser betont die rationalen Momente sozialer Bewegungen und Wissenschaftler*innen, die diese Ansätze nutzen, beschäftigten sich mit Gründen des Entstehens, der Organisation und Struktur sowie mit Mechanismen und Prozessen der Mobilisierung von Ressourcen (wie Geld, Zeit und Mitstreiter*innen).

Weitere Ansätze der Bewegungsforschung ergänzen die Ressourcenmobilisierungstheorien durch Analysen der umgebenden politischen Situation (*political opportunity structures*), der ideologischen Rahmung sozialer Bewegungen (*framing*) oder einer vermeintlichen kollektiven Identität (*collective identity*).

Studien zum isomorphischen Druck, dem Homogenisierungseffekt in Organisationen, Instituten oder anderen Feldern und dem daraus resultierenden Parochialismus, d.h. der Provinzialität in der sozialen Bewegungsforschung (Poulson, Caswell, Gray 2014) haben gezeigt, dass die akademische

¹⁵ Wörtlich aus dem Lateinischen: Wohin gehst du?

Wissensproduktion fast ausschließlich im globalen Norden stattfindet, sei es durch die Verortung der Wissenschaftler*innen oder der Bewegungen, die sie untersuchen. Sowohl die Standorte relevanter Forschungsinstitute als auch die einschlägigen wissenschaftlichen Journals befinden sich ebenfalls im globalen Norden und es stellt sich die Frage, ob das, was als Wissen über soziale Bewegungen gilt, einen universellen Anspruch erheben kann.

Ethische und politische Implikationen

Innerhalb der sozialen Bewegungsforschung gibt es immer wieder kritische Stimmen, die auf politische und ethische Dilemmata der Forschung aufmerksam machen. So wird unter anderem gefordert, dass Forscher*innen, die soziale Bewegungen als politisches und soziales Phänomen untersuchen, ihre eigene politische und soziale Positionierung offenlegen (Teune, Ullrich 2018). Denn ein sich änderndes politisches Klima sowie eine Neuausrichtung der Strategien von Polizei und Sicherheitsbehörden, berge die Gefahr einer Verschiebung des Erkenntnisinteresses hin zu einer sicherheitstechnischen Perspektive, die wiederum Protest und somit die Aktivist*innen der beteiligten sozialen Bewegungen als Sicherheitsrisiko bewertet. Dabei können sozialwissenschaftliche Forschung und ihre Methoden nicht nur zur Einhegung von Dissens beitragen, sondern auch Aktivist*innen direkt gefährden (Blee, Vining 2010; Dencik, Hintz, Carey 2018; Gillham 2011; Peritore 1990).

Die Frage, wem das in der akademischen Forschung produzierte Wissen nützt, ist auch immer wieder ein zentraler Punkt von Debatten, die sich mit der Relevanz der sozialen Bewegungsforschung für die beforschten sozialen Bewegungen auseinandersetzen. Autor*innen wie die amerikanischen und britischen Soziolog*innen Richard Flacks (2005), David Croteau, William Hoynes und Charlotte Ryan (2005), Charles Tilley (2017) und Graeme Chesters (2012) argumentieren, dass soziale Bewegungen weiterhin ausschließlich als Forschungsobjekte gesehen werden und die Extraktion von Wissen meist nur individuelle Karrieren voranbringt oder den Universitäten Ansehen und eine bessere Stellung im internationalen Wettbewerb sichert. Für soziale Bewegungen bedeuten die Forschung oder der Aktivismus von Forscher*innen oft einen negativen Einfluss, insbesondere wenn intersektionale Differenzen zwischen Forscher*innen und Aktivist*innen bestehen (Mdlalose 2014; Walsh 2015; Steyn 2016). Bei dem Versuch der Beschreibung einer Sozialfigur der Bewegungsforscher*in verweist der deutsche Soziologe Peter Ullrich (2019) auf den (Sub)Typus der *activist-scholars*, die zumeist die Grenze zwischen Wissenschaft und Politik aufheben, bzw. bestreiten, dass diese Sphären grundsätzlich unterschiedlichen Logiken folgen (sollten). Die Wissensproduktion von *activist-scholars* findet nicht immer Einzug in einschlägige wissenschaftliche Journals, worauf sich zum Beispiel als

(eine) Antwort das eigenständige Journal *Interface* (2009) gegründet hat, welches insbesondere aktivistische Perspektiven aufnehmen will.

Dekoloniale Wissenschaftskritik

Mit einer alternativen Form des Wissens und der Wissensproduktion beschäftigen sich indigene und dekoloniale Kritiken des westlichen Wissenschaftsmodus. Diese analysieren das Verhältnis zwischen (europäischer) Modernität und (nicht-europäischer) Kolonialität als globale Struktur der Ausbeutung und Unterdrückung (Dussel 1993). Dabei kann zwischen drei Achsen unterschieden werden, die aber nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können.

Die *Kolonialität des Seins* untersucht auf einer ontologischen Ebene Auswirkungen einer dialektischen Negation der Subjektivität auf das Selbstverständnis kolonialer Subjekte. So produzieren koloniale Diskurse sozialkonstruierte und normativ besetzte Kategorien, die Menschen in ‚normal‘ und ‚die Ausnahme davon‘ einteilen (Maldonado-Torres 2007). Diese Einteilung war konstitutiv für den Aufstieg des Kapitalismus und des europäischen Kolonialismus und ist immer noch wirkmächtig.

Die zweite Achse der Kolonialität, die *Kolonialität der Macht*, beschreibt die Verbindungen zwischen der Ausbreitung des globalen kapitalistischen Wirtschaftssystems und der hierarchischen Klassifikation der Weltbevölkerung (Quintero 2013; Quijano 2000). Dabei ging mit der durch rassistische Klassifikation privilegierte Positionierung weißer Europäer*innen die Kontrolle und Ausbeutung von Arbeit und Produktion sowie die Kontrolle über Aneignung und Verteilung von Gütern und Waren einher. Mit der kolonialen Ausbeutung der Amerikas, der Aneignung von Gold, Silber und anderen Gütern, sicherten sich die entstehenden Staaten Europas die Vorherrschaft über den Weltmarkt und dies ermöglichte wiederum die Ausweitung der kolonialen Herrschaft auf andere Weltregionen und Bevölkerungen (Quijano 2007).

Die dritte Achse, die *Kolonialität des Wissens*, analysiert und kritisiert zum einen die epistemologischen Grundlagen (Germaná 2013) und zum anderen die historische Genealogie sowie die Kontinuitäten der epistemischen Privilegierung des europäischen Wissenssystems (Grosfoguel 2013). Einen zentralen Punkt für die Kritik an der vorherrschenden Wissensproduktion nimmt dabei die Verschleierung des Sprechortes ein. In Anlehnung an Donna Haraways Konzept des situierten Wissens, kritisieren dekoloniale Ansätze den angeblichen Dualismus zwischen Körper und Geist und betonen, dass Wissen nicht unabhängig vom Körper produziert werden kann. Wissensproduktion ist somit immer an einen bestimmten Ort und an eine bestimmte Zeit gebunden und kann damit nicht objektiv oder universal gelten (Haraway 1988, Grosfoguel 2013). Die Hegemonie des westlichen Wissenssystems, so der puerto-ricanische Philosoph Ramón Grosfoguel (2013), gehe mit der

Unterdrückung anderer Wissensformen einher und lasse sich geschichtlich an vier signifikanten Epistemiziden veranschaulichen: (1) Die Verfolgung und Zwangskonvertierung der Jüd*innen und Muslim*innen nach der Eroberung der iberischen Halbinsel durch die katholische Monarchie im 15. Jahrhundert. (2) Die Eroberung der Amerikas und die Vernichtung ganzer indigener Gemeinschaften. (3) Die Versklavung und Deportation von Afrikaner*innen im transatlantischen Sklavenhandel. (4) Die Verfolgung und Ermordung von Frauen* im Rahmen der sogenannten Hexenprozesse. (Grosfoguel 2013)

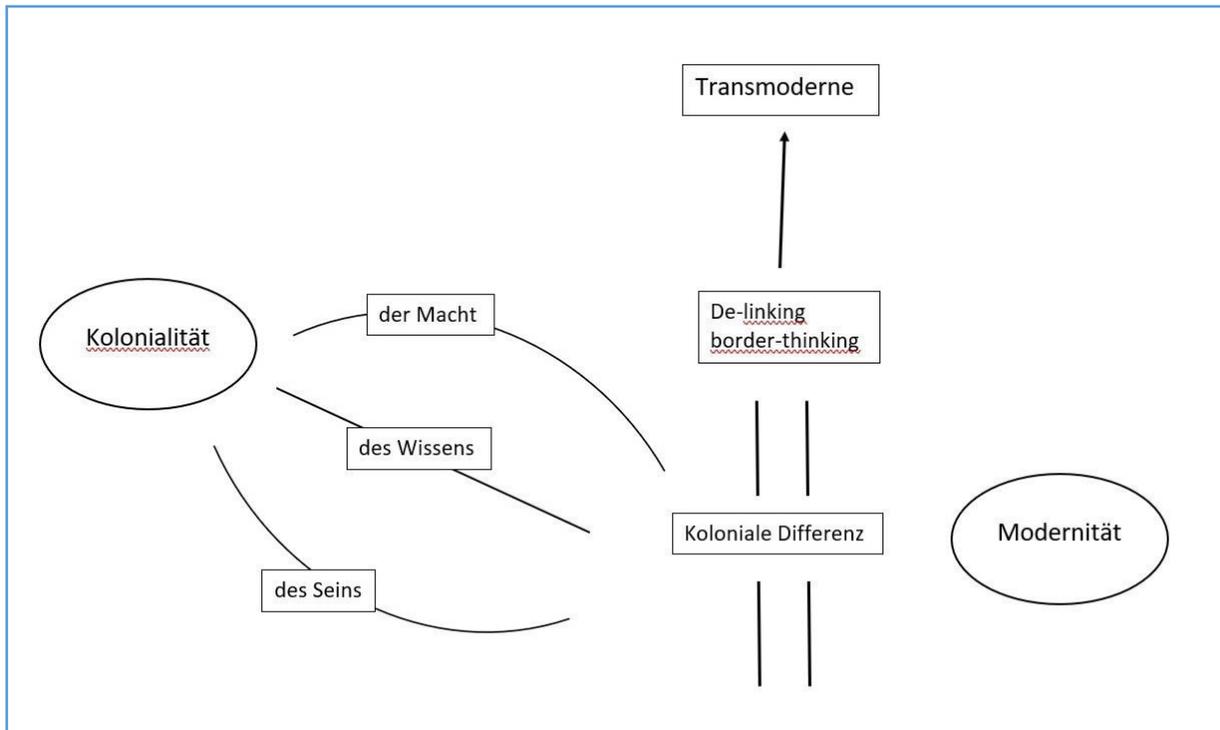


Abbildung 5: Kolonialität/Modernität mit den drei Achsen, welche die koloniale Differenz produzieren. De-Linking und border-thinking als Strategien daraus auszubrechen. Transmoderne als Zukunftshorizont (eigene Darstellung).

Zusammengenommen (re-)produzieren die drei Achsen der Kolonialität die kolonialen Differenzen. Nach den US-amerikanischen und argentinischen Philosophen und Soziologen Walter Mignolo und Catherine Walsh (2018), sind koloniale Differenzen versteckte Strategien der Konstitution des Projekts Kolonialität/Modernität und befinden sich an der Kreuzung von Wissen(schaft), Subjektivität und sozialer Klassifikation. Durch Schulen und Universitäten, aber auch durch die Mainstream-Medien wird eine bestimmte Form von Wissen(schaft) propagiert und konsolidiert und somit das Projekt Kolonialität/Modernität gestützt. Kulturelle, rassistische oder sexistische Klassifikationen sind Strategien, um eine Hierarchie herzustellen, die es ermöglicht, im herrschenden Diskurs Europas Errungenschaften zu feiern sowie gleichzeitig die Verbrechen zu verdecken oder herunterzuspielen. Einen möglichen Ausweg schlägt Walter Mignolo (2007) mit dem Konzept des *border-thinking* vor. Wissen/schaft ist in dekolonialen Ansätzen immer auch an einen Ort und an eine Zeit gebunden,

Wissensproduktion kann nicht unabhängig von den Produzierenden gedacht werden. Diese Strategie macht die Sprecher*innenposition öffentlich und greift den universalistischen Anspruch einer vermeintlichen Objektivität an. Hinzukommt, nach Anzaldúa (1987), eine Verschiebung der Perspektive, weg von einem westlichen, europäisch-modernen Blick, hin an die Grenzen der selbst geschaffenen Exteriorität, in die *border/lands* (Anzaldúa 1987).

Es soll ein neues Bewusstsein entstehen, welches Wissen nicht mehr nur in Formeln und Schablonen produziert (Deleuze, Guattari 1992[1980]), sondern auch aus Erfahrungen und Austausch entsteht. Dabei soll es keine Hierarchisierung geben, sondern die positiven Momente aus beiden ‚Welten‘ sollen einen neuen Modus der Wissensproduktion erschaffen.

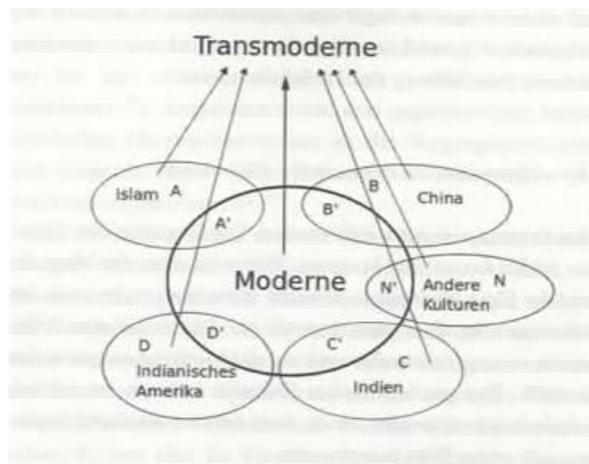


Abbildung 6: Idee der Transmoderne nach Dussel (2013: 169).

Diese Sichtweise liegt auch Enrique Dussels (2013) Vorstellung eines möglichen gesellschaftlichen Zukunftshorizontes zu Grunde. Die Transmoderne als eine pluriversale Option, welche die positiven Aspekte der europäisch-nordamerikanischen (Post)Moderne aufnimmt und mit Kriterien anderer Kulturen prüft. Das Resultat lässt sich mit den Worten der Zapatistas zusammenfassen: "In the world we want everyone fits. In the world we want many worlds to fit." (Marcos 1996)

6.2 ¡Preguntando caminamos!¹⁶

Nun stellt sich die Frage, wie dekoloniale Aspekte ihren Weg in die soziale Bewegungsforschung finden und welche Rolle die soziale Bewegungsforschung in der Analyse von Grenzen, aber auch ihrer Risse spielen kann, insbesondere in Anbetracht der hierarchischen Organisation von Wissenschaft und der unterdrückerischen Strukturen akademischer Forschung. Wie kann eine dekoloniale Verschiebung der Wissensproduktion an die Grenze innerhalb der Bewegungsforschung aussehen und welche epistemologischen Grundannahmen kann diese haben?

¹⁶ Slogan der Zapatistas: Fragend schreiten wir voran!

Die Beschreibung der Sozialfigur des *activist-scholars* hat schon Hinweise auf mögliche Antworten gegeben. Eine Möglichkeit könnte sein, wie bei der *partizipativen Aktionsforschung* (PAR), soziale Bewegungen sowie ihre Aktivist*innen selbst als Wissensproduzent*innen zu begreifen und den Forschungsprozess demokratischer zu gestalten, z.B. durch mehr Mitbestimmung in verschiedenen Stufen des Forschungsprozesses. Allerdings werden dabei ontologische und epistemologische Grundannahmen aufrecht gehalten, die aus einer dekolonialen Perspektive überwunden werden sollten. Denn weiterhin bleiben Hierarchien zwischen Forschungsleitenden und Mitforschenden aufrecht, und es benötigt ebenfalls weiterhin einen Abstraktionsprozess, in welchem die gemeinsamen Erkenntnisse verfeinert werden müssen. Deshalb möchte ich im Folgenden einer anderen Möglichkeit nachgehen und zwar einer präfigurativen Epistemologie, welche die privilegierte Rolle der Forscher*in auflöst und die Möglichkeit zu einer horizontalen Forschungspraxis bietet.

In Zusammenhang mit Orientierungen, Taktiken und Praktiken sozialer Bewegungen, wird in der wissenschaftlichen Debatte immer wieder auf präfigurativen Politiken verwiesen (Yates 2015: 2). Der Begriff Präfiguration spielt bei der Diskussion aktueller (und mancher vergangener) sozialer Bewegungen eine signifikante Rolle, sei es bei der Analyse von Anti/Alter-Globalisierungsbewegungen (z.B. Seattle 1999), ökologischen direkten Aktionen (Anti-Atomkraft und Anti-Kohle Proteste), Besetzungen öffentlicher Räume (wie 2011 in Ägypten, Griechenland, Türkei oder Occupy) und verschiedenen alternativen Formen des Konsums und der Versorgung (Foodcoops), um nur ein paar zu nennen (Swain 2019; Yates 2015; Juris 2012). Das Konzept verweist auf den Versuch sozialer Bewegungen, alternative oder utopische soziale Beziehungen im Hier und Jetzt aufzubauen, entweder parallel zu oder im Zuge von konfliktiven sozialem Protest. Im Gegensatz zum Sprichwort ‚der Zweck heiligt die Mittel‘ bedeutet präfigurative Politik, dass die Mittel im Einklang mit dem Zweck stehen müssen.

Präfiguration als Begriff geht im Kontext politischer und sozialer Bewegungen auf den US-amerikanischen Soziologen Carl Boggs (1977) zurück, der ihn als “the embodiment, within the ongoing political practice of a movement, of those forms of social relations decision-making, culture, and human experience that are the ultimate goal” (Boggs 1977: 100) definiert. Er identifizierte präfigurative Politik als Trend innerhalb rätekommunistischer, syndikalistischer und anarchistischer Bewegungen und als notwendige Gegenmaßnahme zu einem politischen Ansatz, der einzig die Machtübernahme fokussiert.

In der aktuelleren wissenschaftlichen Literatur gibt es unterschiedliche Sichtweisen über das Konzept der präfigurativen Politik. Dabei kann zwischen einer zweckgeführten und einer zweckzurückhaltenden Präfiguration unterschieden werden (Swain 2019). Erstere argumentiert, dass

soziale Bewegungen und insbesondere die Aktivist*innen versuchen, Aktionen in der Gegenwart mit weit entfernten, aber relativ spezifischen Zielen in Einklang zu bringen. Was zu dem Dilemma führen kann, nicht dem eigenen Anspruch an die zukünftige Gesellschaft gerecht zu werden. Zum Beispiel kann ein erklärtes Ziel sein, keine Produkte zu konsumieren, die auf Ausbeutung basieren, doch ist es schwierig heutige Konsumentscheidungen nach diesem Ideal auszurichten. Die zweite Sichtweise verschiebt den Fokus auf die Handlungen in der Gegenwart und betont, dass für soziale Bewegungen die Mittel auch (Selbst)Zweck sind (Swain 2019: 49). Das heißt, dass durch die gewählten Mittel schon eine Mikroutopie in alltäglichen Praktiken und Beziehungen entsteht.

Die wissenschaftliche Definition von präfigurativer Politik ist für die Praxis sozialer Bewegungen nicht sehr interessant, und so verdeutlicht dieser Diskurs noch einmal die Kritik an der fehlenden Relevanz sozialwissenschaftlicher Diskussion für soziale Bewegungen. Außerdem zeigt dieses Beispiel, wie soziale Bewegungen nur Objekte von Wissen(schaft) sind, über die sich wissenschaftlich unterhalten wird und die dazu dienen, ein Konzept zu unterstützen oder zu entkräften, damit die akademische Karriere ihrer Autor*innen vorangebracht wird.

Um die Möglichkeit einer dekolonial inspirierten Forschungsperspektive aufzuzeigen, werde ich zwei Publikationen zum Thema Präfiguration kurz kontrastieren. In der einen Arbeit (Yates 2015) wird eine soziale Bewegung untersucht und die gewonnenen Erkenntnisse sollen zur wissenschaftlichen Diskussion des Konzepts Präfiguration beitragen. Der Beitrag von der Mestiza¹⁷ und Soziologin Sara C. Motta (2011) nutzt diese Beobachtungen, um sowohl die eigene Rolle, Forschungsmethoden und die zugrundeliegenden wissenschaftlichen Annahmen zu hinterfragen und präfigurativ neu zu denken. Dabei richtet sich dieser Beitrag sowohl an die wissenschaftliche Gemeinschaft als auch an (akademische) Aktivist*innen.

Der britische Soziologe Luke Yates veröffentlichte 2015 den Artikel „Rethinking Prefiguration: Alternatives, Micropolitics and Goals in Social Movements“ im Journal *Social Movement Studies*. Darin verarbeitet er Narrative und Beobachtungen, die er in autonomen sozialen Zentren in Barcelona gesammelt hat, um das Konzept Präfiguration kritisch neu zu artikulieren. Die Rücksichtnahme der Forschungsteilnehmer*innen auf die Mittel ihres Protests und die Hervorhebung von Projekten und Experimenten alternativer sozialer Organisation legen laut Yates das Engagement in präfigurativer Politik nahe (Yates 2015: 1).

Sara C. Motta (2011) schrieb den Beitrag „Notes Towards Prefigurative Epistemologies“ in dem von ihr mitherausgegebenen Sammelband *Social Movements in the Global South*. Darin zeigt sie anhand von Beispielen, wie soziale Bewegungen durch Systematisierung von Erfahrungen selbst Produzent*innen von Wissen sein können und wie dies zu einer Reflexion wissenschaftlicher

¹⁷ Ich habe an dieser Stelle die Selbstbezeichnung von Sara C. Motta übernommen, siehe auch <https://ceasefiremagazine.co.uk/messiness-motherhood-marketised-university/> (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

Grundannahmen anregt. Sie schlägt in ihrer Intervention Elemente einer Epistemologie vor, die zu einer offenen und reflexiven Konzeptionalisierung von bewegungsrelevanter Forschung beitragen und ein aktives Engagement mit präfigurativ agierenden sozialen Bewegungen ermöglichen (Motta 2011: 187).

Yates (2015) beginnt seinen Artikel mit einer kleinen Einführung und Abgrenzung des Begriffs Präfiguration und des dahinterstehenden Konzepts. Danach beschreibt er sein Forschungsfeld (drei autonome soziale Zentren in Barcelona) sowie seine Forschung:

“Most time was spent in organisational spaces such as assemblies and public events including workshops, seminars, campaigns, demonstrations and actions. Twenty-four audio-recorded open-ended interviews were also carried out to better understand the relation between political beliefs, daily activities and moments of mobilisation. These were fully transcribed and analysed alongside ethnographic observations to explore how individuals framed activities away from the collective. Materials were analysed manually as they were gathered, in an iterative process of analysing small sections of the data for emergent themes and codes, comparing to the whole and testing early hypotheses through discussions with participants and further observations, until a point of data saturation was reached.” (Yates 2015: 6)

Teilnahme an Aktivitäten, offene Interviews, teilnehmende Beobachtungen und Hypothesentests sind die Methoden seines lehrbuchhaften Wissensproduktionsprozesses. Seine Hauptthese in diesem Artikel ist, dass die Erkenntnisse aus seiner Forschung die bisherige Definitionsweise des Konzeptes Präfiguration in Frage stellen. Er schlägt stattdessen vor, präfigurative Politik als Kombination aus fünf Prozessen zu verstehen. Die Thesen zu den fünf Prozessen werden sorgfältig mit Aussagen von Interviewpartner*innen unterfüttert. Die Intention des Artikels ist es, einen Beitrag zur wissenschaftlichen Debatte über Strategien, Selbstverständnis und Politiken von sozialen Bewegungen zu liefern (Yates 2015: 1).

Motta (2011) hingegen sieht Präfiguration als Lebens- oder Arbeitsweise, die nicht auf Aktivist*innen von sozialen Bewegungen beschränkt ist. Sie argumentiert, dass Akademiker*innen ihre Forschung über/mit sozialen Bewegungen ebenfalls präfigurativ gestalten sollten, um bewegungsrelevantes Wissen produzieren zu können. Ihre Argumente stützt sie auf Beobachtungen von Versammlungen der Comités de Terra Urbana (CTU) in Caracas, welche in ihren Versammlungen eine Analyse ihrer eigenen Erfahrungen bei der Arbeit im Komitee erstellen wollten. Zwar richtet sich ihr Artikel auch an die wissenschaftliche Gemeinschaft der sozialen Bewegungsforschung, doch möchte sie vor allem aufzeigen, wie eine Verschiebung von epistemologischen Grundannahmen akademischer Forschung

die Dualität zwischen forschenden Subjekten und erforschten Objekten aufheben kann, um eine hierarchiearme und emanzipatorische Forschung zu betreiben (Motta 2011: 180).

Präfigurative Epistemologie?

Sara C. Motta (2011) argumentiert, dass die Forschung mit Bewegungen, welche repräsentative oder hierarchische Formen von Politik ablehnen und in ihrer eigenen politischen Praxis relational, offen und kollektiv sein wollen, ebenfalls diesen Ansprüchen gerecht werden sollte. Um dies zu erreichen, verfolgt sie zwei Pfade, zum einen möchte sie durch kritische Auseinandersetzung mit ‚anderen‘ Formen von Wissen eine negative Kritik formulieren: “to throw a brick in the window of normality and destabilize the mystification and naturalization of capitalist social relations.” (Motta 2011: 180f) Zum anderen möchte sie über die negative Kritik hinaus die Möglichkeit relationaler Formen theoretischer Wissenskonstruktion konzeptualisieren. Eine positive Kritik als präfiguratives Moment sozialer Transformation, die Wissen als Verb oder Praxis versteht im Gegensatz zu einem Substantiv oder Ding.

Klassische sowie radikalere epistemologische Ansätze können sich laut Motta (2011) nur ungenügend auf diese Eigenschaften einlassen. Sie entwickelt ihr Argument entlang einer kritischen Reflektion der Arbeiten von Hilary Wainwright (Jahr?? Ist nicht im verz). Die britische Soziologin nutzt Ansätze des kritischen Realismus in ihrer Forschung mit sozialen Bewegungen. “I argue that Wainwright’s engagement with new social movements *does* move our engagement forward by conceptualizing the multiple forms that knowledge can take, embedding theory making within the concrete experiences and histories of communities in resistance, and visibilizing the practical, concrete knowledge produced by social movements.” (Motta 2011: 180, Herv. i. O.) Wainwrights ontologische Annahmen, dass Strukturen und strukturelle Prozesse vor konkreten Erfahrungen verborgen bleiben, da ihre Ursprünge nicht an konkreten Orten festzumachen seien, untermauern ontologische und epistemische Dualismen. Zwar zeige Wainwright mit ihrer Arbeit auch, dass andere Formen von Wissen möglich sind, allerdings reproduzieren ihre Grundannahmen wiederum eine gewisse avantgardistische und entmachtende Teilung zwischen Wissen, welches aus der Praxis gewonnen wird und Wissen, welches durch akademische Methoden und Abstraktion gewonnen wird. Auf einer epistemologischen Ebene bedeutet dies nämlich, dass praktisches Wissen (also Wissen, welches aus gelebten Erfahrungen besteht), kein abstraktes Wissen entwickeln kann, welches notwendig ist, um Machtstrukturen zu erkennen und um diese letztendlich zu transformieren. Motta (2011) kommt aber durch ihre Beobachtungen bei den Versammlungen des Comités de Tierra Urbana (CTUs) zu einer anderen Einschätzung.

“The meeting lasted for two consecutive weekends during which the 20 or so participants began by discussing their history of involvement in the CTUs. These histories were written up and displayed around the room. Facilitators then began discussions orientated towards identifying the major themes that united participants’ experiences in order to develop a strategic orientation and understanding of the CTU project in La Vega. This would also form the basis of a document to be taken by elected participants to a regional level meeting to be held a number of months afterward. The key themes that came out of that meeting were the relationship of the CTUs of La Vega with the *Oficina Técnica Nacional para la Regularización de la Tenencia de Tierra Urbana* (National Technical Office for the Legalization of Urban Land Ownership, OTN) – the state institution to which the CTUs are attached, especially around the question of the granting of funds to the *Campamiento Pionero* project of La Vega, the tensions that arise in light of the different demands and logics of CTU members working in the community and those working in the state, the problems in moving from the gaining of individual land title towards democratic control over land and services, and the problems of maintaining community participation in CTU projects.” (Motta 2011: 178, Herv. i. O.)

Dieses Zitat zeigt ganz gut ein paar wesentliche Unterschiede zum oben angesprochenen Artikel. Während Yates (2015) beschreibt, welche Methoden er genutzt und welche Daten er gesammelt hat, um daraus zu abstrahieren und seine Theorie zu untermauern, beschreibt Motta (2011) einen Prozess der Wissensproduktion aus der systematischen Reflexion einer Bewegung selbst. In den Workshops wurden Diskussionen um verschiedene Themen geführt und Gründe für bestimmte Probleme sowie mögliche Lösungen identifiziert. Diesen Prozess führten auch weitere Komitees in ganz Venezuela durch, erst auf lokaler, dann auf regionaler und nationaler Ebene. Motta (2011) versteht diesen Prozess als Systematisierung von Erfahrungen und Grundlage für bewegungsrelevante Theoriebildung in Bezug auf Identität, Ziele und Strategien. Diese Form des Prozesses zielte explizit darauf ab, mit den Mustern der traditionellen venezolanischen Politik sowie der orthodoxen Linken zu brechen und demgegenüber eine alternative Logik des Seins und Tuns entgegenzustellen. “The CTUs project is relational and open, always moving, adapting and evolving. It is a prefigurative post-representational politics, a politics that is intellectual, affective, subjective and collective.” (Motta 2011: 178) Diese affektive, intellektuelle, subjektive und kollektive Praxis der Wissensproduktion destabilisiert die Rolle von akademischen Forscher*innen und führt zu einer Neuformulierung der Positionierung und Praxis von sozialen Bewegungsforscher*innen. Insbesondere von jenen, die diese Art der Politik mitgestalten wollen (Engagierte, siehe Kapitel 5.4.). Die Formen der Beziehungen, die in einem solchen Prozess entstehen, stellen traditionelle Konzeptionen von Wissensproduktion, die (distanzierte) Beziehung zwischen Forschenden und dem

Feld sowie die privilegierte theoretische und epistemologische Position von Akademiker*innen in Frage. Anstatt der hierarchischen Struktur von Forschung, in welcher Akademiker*innen als Subjekte Theorien über/für das Forschungsobjekt produzieren, kann Forschung, wenn sie horizontal strukturiert wird, die Forschenden als Knoten in einem Netzwerk emanzipativer Praxis verorten. Hier lassen sich Parallelen ziehen zu Walter D. Mignolos (2007; 2011; 2018) Ausführungen über *border-thinking* sowie der rhizomatischen Konzeption von nomadischer Wissenschaft nach Gilles Deleuze und Félix Guattari (1992[1980]), die sich durch die Offenheit für andere Wissensstrukturen und Kosmologien stark von den blaupausenproduzierenden imperialen Wissenschaften unterscheidet.

Um den Dualismus zwischen theoretischem und praktischem Wissen, bzw. zwischen imperialer und nomadischer Wissenschaft aufzulösen, schlägt Motta (2011) vor, diese beiden Elemente als komplementär für den konstruktiven Moment der Theorieproduktion zu sehen. Mit Bezug auf die Chicanafeministin Gloria Anzaldúa (1987) argumentiert Mignolo (2007), dass Grenzen nicht einfach überwunden werden können, sondern dass ein neues Bewusstsein, eine neue Perspektive, gerade aus dieser Grenzregion entstehen muss. In Anlehnung an Enrique Dussels (2013) Vorstellungen einer Transmoderne muss eine andere Perspektive entwickelt werden, die die positiven Momente der europäischen-nordamerikanischen Postmoderne herausnimmt und mit anderen kulturellen Kriterien prüft und andersherum. Dadurch lässt sich eine fruchtbare Synthese einer postmodernen Wissenschaftskonzeption mit dekolonialer Theoriebildung gerade für die Bewegungsforschung entwerfen, da besonders in aktuellen autonomen sozialen Bewegungen antihierarchische kollektive Prozesse der Wissensproduktion schon stattfinden.

“Conceptually, the split between theory and practice needs to be overcome in a way that views each as complementary elements of a constructive moment in theory production, as opposed to a relationship of dualism in which theoretical knowledge involves academic research, and movement knowledge is based in experience and practice as in CR [Critical Realism].” (Motta 2011: 192)

Ein Vorschlag zu einem komplementären Wissenschaftsverständnis findet sich in den Arbeiten von Deleuze und Guattari (1992[1980]). Sie skizzieren aufgrund der Unzulänglichkeiten der modernen Wissenschaft eine postmoderne Ordnung von Wissen(schaft): das Rhizom.

Damit kritisieren sie die klassische Vorstellung vom Baum des Wissens, welcher ein hierarchisches Ordnungsprinzip zwischen Wissen und Wissenschaften verfolgt und eine binäre Logik (re-)produziert.

Jedes Element im Baum des Wissens wird einer bestimmten Ordnungsebene zugewiesen und ist damit anderen Elemente entweder über- oder untergeordnet. Es gibt keine Querverbindungen oder Sprünge über mehrere Ordnungsebenen hinweg. Als Beispiele können Inhaltsverzeichnisse mit mehreren Ebenen angeführt werden, die durch ihre Darstellung eine vermeintliche Abgeschlossenheit suggerieren.

3.3. Paradigmen der sozialen Bewegungsforschung

3.4. Europäische und angloamerikanische Bewegungsforschung

4. Kritik der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion

4.1. Indigene Kritik an sozialwissenschaftlicher Forschung

4.2. Dekoloniale Ansätze und Theorien

4.3. Die koloniale Differenz

4.4. Dekoloniale Option der Transmoderne

4.5. De-linking und border-thinking

5. Politische und ethische Dimensionen der Bewegungsforschung

5.1. Politisches Klima und Bewegungsforschung

5.2. Bewegungsforschung mit Relevanz für Bewegungen?

*Abbildung 7: Ausschnitt aus dem Inhaltsverzeichnis dieser Masterarbeit.
Schematische Darstellung von einander abgetrennter Kapiteln und Unterkapiteln.
(Eigene Darstellung)*

Als Gegenmodell zum Baum des Wissens schlagen Deleuze und Guattari (1992[1980]) die botanische Metapher des Rhizoms vor.

„Das Rhizom selber kann die unterschiedlichsten Formen annehmen, von der verästelten Ausbreitung in alle Richtungen an der Oberfläche bis zur Verdichtung in Zwiebeln und Knollen. [...] Jeder Punkt eines Rhizoms kann (und muß) mit jedem anderen verbunden werden. Das ist ganz anders als beim Baum oder bei der Wurzel, bei denen ein Punkt, eine Ordnung, festgelegt ist. [...] Ein Rhizom dagegen verbindet unaufhörlich semiotische Kettenglieder, Machtorganisationen, Ereignisse aus Kunst, Wissenschaften und gesellschaftlichen Kämpfen.“ (Deleuze, Guattari 1992[1980]: 16f)

Ein rhizomatisches Verständnis von Wissen oder Wissenschaft ist nicht linear, bzw. folgt keinem bestimmten Schema. Anstatt abgetrennter Wissenszweige oder Wurzeln, sind Verbindungen zwischen verschiedenen Ordnungsebenen nicht nur möglich, sondern unbedingt notwendig. Dadurch eröffnen sich neue Perspektiven und Verständnisse.



Abbildung 8: Rhizomatische Darstellung des Inhalts der Masterarbeit durch eine Begriffswolke. Die Größe der Begriffe ist abhängig von ihrer Anzahl innerhalb des Textes. Die Anordnung und Farbe sind zufällig. (Eigene Darstellung)

In einer dekolonialen Lesart bietet eine rhizomatische Konzeption von Wissenschaft die Möglichkeit von neuen Verbindungen unterschiedlicher Perspektiven und Kosmvisionen. Dabei können zum Beispiel (post-)moderne Vorstellungen akademischer Wissensproduktion mit indigener Weltvorstellung, die epistemologischen Grundannahmen sozialer Bewegungsforschung neu ordnen. „Der Prozess der Wissensproduktion verwandelt sich von einer individuellen Leistung in einen gemeinsamen Prozess mit geteilten Praktiken und Erfahrungen, in dem alle Teilnehmenden und Wissensformen gleichberechtigt sind.“ (Starodub 2019: 81) Eine präfigurative Epistemologie führt dabei die Kontinuität zwischen Mittel und Zweck der präfigurativen Politik sozialer Bewegungen fort: So zu forschen, als wäre die Utopie schon gegenwärtig, bzw. durch die Strukturierung und Praxis des Forschens Miniutopien herzustellen. Anstatt einer hierarchischen Arbeitsteilung muss der Forschungs- und Wissensproduktionsprozess, wie bei den CTUs in Venezuela, horizontal und kollektiv organisiert sein, um eine Multitude an Perspektiven, Standpunkten und Positionierungen einfließen lassen zu können. Wie in der transmodernen Gesellschaft, bietet auch die transmoderne Wissenschaft eine Pluriversalität an Möglichkeiten, wie Forschung gestaltet werden kann.

Militante Forschung als Möglichkeit einer präfigurativen Epistemologie

Um die Vorstellungen einer präfigurativen Epistemologie zu konkretisieren, werde ich diese anhand des argentinischen Forschungskollektivs *colectivo situaciones* und ihrem Ansatz der militanten Forschung näher betrachten. Als radikale Alternative zu akademischer Forschung, werde ich die militante Forschung und das Forschungskollektiv kurz vorstellen und anhand der bereits vorgebrachten Kritiken, dekolonialer Ansätze sowie politischer und ethischer Implikationen sozialer Bewegungsforschung diskutieren.

Das *colectivo situaciones* ist eines von mehreren autonomen Forschungskollektiven, welche seit Mitte der 1990er Jahren entstanden sind. Ähnlich wie *TIDAL* aus New York, *RAQS Media Collective* und *Sarai* aus Neu Dehli sowie *Mosireen* aus Kairo und *Observatorio Metropolitano* aus Madrid, ist das *colectivo situaciones* im Dunstkreis neoliberal umgebauter Universitäten entstanden, die keine Perspektive für das politische und akademische Interesse der Studierenden/Lehrenden boten (Bookchin et al. 2013: 6). Das Kollektiv ging aus einer Gruppe Student*innen der Universität von Buenos Aires hervor, die mit einer selbstorganisierten Vorlesungsreihe Gedanken und Theorien argentinischer und lateinamerikanischer Revolutionäre* wiederbeleben wollten. Ihr Ansatz der militanten Forschung war die Antwort auf das Bedürfnis, Verbindungen zwischen politischem Denken und neuem politischen Handeln in Argentinien aufzubauen (colectivo situaciones 2007[2004]).

Der Ansatz der militanten Forschung entstand in den 1960er Jahren in Italien, als Aktivist*innen der operaistischen Bewegung¹⁸ in italienischen Fabriken Arbeiter*innen unmittelbar in ihre Forschung einbinden wollten, um neue Strategien für die *innenbewegung zu finden. Das Ziel war es, die Distanz zwischen Forscher*innen und den Forschungsobjekten zu überwinden, um eine Praxis der Wissensproduktion zu entwickeln, die in einer spezifischen Perspektive verankert ist, in diesem Falle der Arbeiter*innenbewegung (Garelli, Tazzioli 2013). Es war auch ein politisches Ziel, bestimmtes Wissen Teil von und Werkzeug für soziale und politische Kämpfe zu machen. In dieser Tradition stehen auch die Aktivitäten und Forschungen des *colectivo situaciones*.

Als ein zentrales Ereignis und Ausgangspunkt für ihre Aktivitäten beschreibt das *colectivo situaciones* (2012[2002]) die Nacht vom 19. Dezember 2001, als tausende Argentinier*innen Straßen, Plätze und andere öffentlichen Orte in großen argentinischen Städten besetzten. Am folgenden Tag, nach blutigen Straßenschlachten mit der Polizei und mehreren Toten, trat der damalige Präsident Fernando de la Rúa zurück. Diese spontane Revolte und der Rücktritt des Präsidenten stießen einige Projekte sozialer Kreativität an. Viele Fabriken und Geschäfte, die im Zuge Argentinien's neoliberaler Politik in den 1990er Jahren Bankrott gegangen waren, wurden von ihren ehemaligen Arbeiter*innen

¹⁸ Operaismus: Eine politische Strömung der 1960er und 70er Jahre. Sie hat ihren theoretischen Ausgangspunkt in der gelebten Erfahrungen von Arbeiter*innen. In Italien gab es Ende der 1960er Jahre Gruppen von kommunistischen Intellektuelle*n, die mit Forschung in den Fabriken die Situation der Arbeiter*innen untersuchten (Foltin 2015).

übernommen und mehrere dieser Initiativen arbeiteten zusammen, um Handelskreisläufe zu schaffen, die auf Solidarität beruhten. Außerdem fanden hunderte öffentlicher Versammlungen in Nachbarschaften quer durch Argentinien statt (colectivo situaciones 2019). Nicht um zu erklären, warum, wie und was in dieser Zeit passierte oder was zu dem Aufstand geführt hat, sondern vielmehr um zu versuchen, die Geschehnisse vom 19. und 20. Dezember 2001 in ihrer Einzigartigkeit zu denken, und was sich daraus eröffnet, entstand die Arbeit *19 & 20: Notes for a New Social Protagonism* (colectivo situaciones 2012[2002]). Darin arbeitete das *colectivo situaciones* unter anderem mit dem *Movimiento de Trabajadores Desocupados de Solano* (MTD¹⁹: Bewegung der erwerbslosen Arbeiter*innen von Solano²⁰), der *Comunidad Educativa Creciendo Juntos*²¹ (Bildungsgemeinschaft Gemeinsames Wachsen) und den *Hijos por la Identidad y la Justicia, contra el Olvido y el Silencio*²² (Söhne und Töchter für Identität und Gerechtigkeit, gegen Vergessen und Schweigen) zusammen. Sie vermischten in ihren Notizen “narratives, chronicles, revised writings on the conjuncture, testimonies, theorizations, and interviews as modalities capable of producing an ethical reflection.” (colectivo situaciones 2012[2002]: 25)

Ihren explizit nicht akademischen Zugang zu Forschung und Wissen bzw. der Modus der Wissensproduktion, den sie aus der Kritik daran entwickelt haben, nennen sie militante Forschung. Dabei meint Militanz keine aggressive Gewaltbereitschaft, sondern das gewaltfreie Engagement und die persönliche Verpflichtung für eine politische Sache. Ganz im Gegenteil sieht die militante Forschung in der Überhöhung des Kampfes und der Konfrontation keine Veränderung der Struktur von Werten oder Bedeutungen und somit nur die Garantie für das Überleben der dominanten Strukturen. Den militanten Charakter ihrer Forschung sehen sie selbst in Verbindung mit vier Verhältnissen:

“(a) the motives behind the research; (b) its practical character [...]; (c) the value of what is being researched – the product of research can only be fully grasped when it shares, with the problematic being investigated, the same constellation of conditions and preoccupations; and (d) its procedures – its development is already itself a result, and this result leads to an immediate intensification of the procedures that are being employed.” (colectivo situaciones 2019: 191)

Autonome Kollektive und soziale Bewegungen werden als Produzent*innen von Wissen angesehen und militante Forschung als ein kollektiver Reflexionsprozess und ein gemeinschaftliches Lesen des

¹⁹ Als MTD bezeichneten sich eine große Anzahl lose organisierter Gruppen in ganz Argentinien Anfang der 2000er, mittlerweile gab es eine Spaltung zwischen staatsnahen formelleren Organisationen und autonomen Gruppen.

²⁰ San Francisco Solano ist eine Stadt im Süden der Provinz Buenos Aires, Argentinien.

²¹ Eine alternative Schule im relativ armen Distrikt Moreno, Buenos Aires, Argentinien.

²² H.I.J.O.S. ist eine Menschenrechtsorganisation, die von Söhnen und Töchtern der ‚Verschwundenen‘ und Ermordeten durch die Diktatur von 1976-1983 gegründet wurde.

eigenen Kampfes. Militante Forscher*innen sind durch persönliche Verpflichtungen und Solidarität eingebettet in die widerständigen Praxen der Bewegungen. Deshalb kann das Motiv der Forschung nicht das Produzieren von Wissen *über* soziale Bewegungen sein, sondern das *Mit*produzieren von subalternem Wissen, alternativen gesellschaftlichen Praktiken und sozialen Beziehungen. Militante Forschung hat weder ein Forschungsobjekt noch eine vermeintliche Objektivität, sondern sieht in dem Objekt-Subjekt Verhältnis von Erforschten und Erforschenden eine problematische hierarchische Beziehung. In dieser hierarchischen Objekt-Subjekt-Beziehung können die Forschenden widerspruchsfreies Wissen über ein soziales Phänomen konstruieren, solange und gerade weil sie sich außerhalb dieses Phänomens befinden, was ihnen ein gewisses Maß an Objektivität garantieren soll. Hingegen in der militanten Forschung geht es nicht um objektives Wissen, sondern um das Produzieren von Subjektivität und das Generieren von Netzwerken, verbunden durch konkrete Erfahrungen des Kampfes. "Research militancy takes shape as a series of operations that, in the face of concrete problems [...], establish bonds capable of altering our subjectivities and finding some sort of community in the middle of today's radical dispersion." (colectivo situaciones 2007[2004]: 83) Forschung hat demnach nicht mehr das zentrale Ziel Wissen zu generieren, sondern Beziehungen zu knüpfen, die in der Lage sind, auf konkrete Fragen und Probleme Antworten zu finden.

Während (akademische) Forscher*innen andere Personen, Gruppen oder Phänomene untersuchen, hinterfragen und deuten, ohne sich selbst hinterfragen oder reflektieren zu müssen, müssen sich militante Forschungskollektive auch immer ernsthaft mit sich selbst auseinandersetzen. Militante Forschung ist auch Forschung und Arbeit an sich selbst (als Individuum und als Gruppe), das heißt sich selbst untersuchen, die eigenen Ideale und Werte prüfen und letztendlich die eigenen sozialen Praktiken neu entwickeln. Militante Forschungskollektive, die nicht den Regeln der Wissenschaft gehorchen, sind darauf angewiesen, positive Verbindungen mit subalternem, indigenem, verstecktem und diskreditiertem Wissen zu knüpfen und einen Korpus an praktischem Wissen aufzubauen.

Subjektivierung statt Objektivierung, kollektiv statt individualistisch, Selbstreflexion statt widerspruchsfreiem Wissen, persönliche Verpflichtung und Solidarität anstatt distanzierter Objektivität. Dabei stellt sich für das *colectivo situaciones* unweigerlich die Frage: "Is it possible to engage in such research without at the same time setting in motion a process of falling in love? How can there be a tie between two social practices without strong feelings of love or friendship?" (colectivo situaciones 2019: 192) Das *colectivo situaciones* vergleicht die Erfahrungen und Bindungen, die im Forschungsprozess entstehen, mit denen von Verliebten oder Freund*innen. Liebe oder Freund*innenschaft (sowie militante Forschung), berufen sich im Gegensatz zu wissenschaftlicher Forschung nicht auf Objektivierung oder Instrumentalisierung, sondern sind die authentischen

Erfahrungen von Antiutilitarismus, welche das *Eigene* in das *Gemeinsame* verwandeln. Die sozialen Bindungen (in Liebe, wie in militanter Forschung) sind nicht Mittel zum Zweck, sondern der Zweck in sich selbst.²³ Dabei sollen aber auch keine Muster oder Blaupausen erschaffen werden, kein Ideal, welches es zu erreichen gilt. Jede militante Forschung schafft ihre eigenen einzigartigen Beziehungen und Subjektivierungen sowie Erkenntnis und Wissen. Aus einer spezifischen Perspektive mit Relevanz für Kämpfe von Menschen in der realen Welt. Hier lässt sich die präfigurative Ausrichtung der militanten Forschung gut erkennen, denn die militante Forschung ist das Mittel, mit dem Beziehungen und Affinitäten geknüpft werden können, die wiederum den Zweck erfüllen, gemeinsame Probleme lösen zu können.

7. Abschließende Gedanken

Mit Blick auf die präfigurative Epistemologie als dekoloniale Strategie des *border-thinking* stellt sich die Frage, inwieweit die militante Forschung sowohl der dekolonialen Kritik an sozialwissenschaftlicher Forschung, als auch den vorgebrachten ethischen und politischen Implikationen sozialer Bewegungsforschung gerecht wird.

Walter D. Mignolo (2007) fordert eine Verschiebung des Ortes von dem aus Wissen produziert wird, sowohl aus geographischer, als auch sozialer und epistemischer Perspektive. Militante Forschung verschiebt den Ort der Wissensproduktion vom globalen Norden in den globalen Süden, von der Universität auf die Straße und von der individuellen Abstraktionsleistung in einen kollektiven Prozess der Systematisierung von Erfahrungen. Das Wissen, welches durch militante Forschung produziert wird, erhebt keinen Anspruch auf Universalität, sondern ist explizit situiert. Es entsteht aus sozialen Beziehungen und ist damit auch immer an Körper, sowie bestimmte Orte und Zeiten gebunden. “[...] the creative work on knowledge and subjectivity comes from the political society, from the institutionally and economically des-enfranchised.” (Mignolo 2007: 792) Militante Forschung bezieht Stellung gegen unterdrückerische und ausbeuterische soziale Verhältnisse und für eine subalterne Subjektivität innerhalb der Wissensproduktion. Zwar sind im *colectivo situaciones* studierte Menschen beteiligt, aber es verortet sich nicht an einer Universität. Vielmehr kann, mit Gilles Deleuze und Félix Guattari (1992[1980]), das *colectivo situaciones* in der Grenzregion zwischen nomadischer und imperialer Wissenschaft positioniert werden, da sie zwar durch zeitweiliges Studium über das klassische wissenschaftliche Handwerkszeug verfügen, es aber im konkreten Forschungskontext nicht den ausschließlichen Modus der Wissensproduktion darstellt. Wie bereits

²³ Ich bin mir der oft romantisierenden Vorstellung des Konzepts Liebe bewusst, aber möchte an dieser Stelle nur die Argumentation des *colectivo situaciones* wiedergeben. Eine tiefere Diskussion des Konzepts würde den Rahmen dieser Arbeit überdehnen.

erwähnt arbeitete das *colectivo situaciones* für das Werk *19 & 20: Notes for a New Social Protagonism* (*colectivo situaciones 2012[2002]*) unter anderem mit dem *Movimiento de Trabajadores Desocupados de Solano* (MTD: Bewegung der erwerbslosen Arbeiter*innen von Solano), der *Comunidad Educativa Creciendo Juntos* (Bildungsgemeinschaft Gemeinsames Wachsen) und den *Hijos por la Identidad y la Justicia, contra el Olvido y el Silencio* (Söhne und Töchter für Identität und Gerechtigkeit, gegen Vergessen und Schweigen) zusammen. Sie zeigen, dass Wissen nicht (nur) die individuelle Anstrengung der Abstraktion benötigt, sondern auch ein kollektiver Reflexionsprozess sein kann, der (nicht notwendigerweise) klassische wissenschaftliche Arbeitsmethoden wie Interviews, Chronik, Geschichten, Zeitzeug*innenaussagen beinhaltet. Zeitgleich wird die Dualität zwischen Aktivismus und Wissenschaft aufgelöst und mit der militanten Forschung ein neuer politischer und sozialer Protagonismus geformt, der Wissensproduktion nicht mehr abgehoben von sozialen Bindungen und Verhältnissen versteht. Mit militanten Forschungskollektiven in sozialen Bewegungen kann einer Repräsentation oder Projektion, durch von außenstehenden Forscher*innen, entgegengewirkt werden. Mit der Perspektivenverschiebung geht auch eine Verschiebung von Relevanz der Erkenntnisproduktion einher. Ziel der militanten Wissensproduktion ist es nicht, objektive Erkenntnisse für eine wissenschaftliche Gemeinschaft zu sammeln oder um die individuelle Karriere zu fördern, sondern soziale Bindungen aufzubauen und praktische Erfahrungen zu sammeln, die es ermöglichen, gesellschaftlichen Problemen kollektiv zu begegnen. Das soll aber nicht heißen, dass es klassische wissenschaftliche Forschung nicht braucht oder diese keine Legitimation habe. Vielmehr geht es im Sinne einer transmodernen Wissenschaft darum, dass die moderne Wissenschaft transzendiert und mit epistemologischen und ontologischen Elementen anderer Wissensformen abgeglichen, kombiniert und verschmolzen wird. Dies ermöglicht zum einen die Erweiterung des Erkenntnishorizonts und zum anderen Wissenschaft und wissenschaftliche Praxis weniger ausbeuterisch und unterdrückerisch zu gestalten.

8. Literaturverzeichnis

Adams, Glenn (2014): Decolonizing Methods: African Studies and Qualitative Research. In: Journal of Social and Personal Relationships, Vol. 31, No. 4, 467-474.

Adorno, Theodor Wiesengrund; Dahredorf, Ralf; Pilot, Harald; Albert, Hans; Habermas, Jürgen; Popper, Karl Raimund (1978): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt, Luchterhand.

Amster, Randall; DeLeon, Abraham; Fernandez, Luis A.; Nocella II, Anthony J.; Shannon, Deric (eds.) (2009): Contemporary Anarchist Studies. Abingdon, Routledge.

Bennett, Karen (2014): Epistemicide! The Tale of a Predatory Discourse. In: The Translator, Vol. 13, No. 2, 151-169.

Bevington, Douglas; Dixon, Chris (2005): Movement-relevant Theory: Rethinking Social Movement Scholarship and Activism. In: Social Movement Studies, Vol. 4, No. 3, 185-208.

Blee, Kathleen M. (2017): How the Study of White Supremacism is Helped and Hindered by Social Movement Research. In: Mobilization: An International Journal, Vol. 22, No. 1, 1-15.

Blee, Kathleen M. (2006): Awkward Movements Forum: Can We Learn From Racists? In: Mobilization: An International Journal, Vol. 11, No. 3, 479-482.

Boggs, Carl (1977): Marxism, Prefigurative Communism and the Problem of the Workers' Control. In: Radical America, Vol. 6, 99-122.

Bookchin, Natalie; Brown, Pamela; Ebrahimian, Suzahn; colectivo Enmedio; Juhasz, Alexandra; Martin, Leónidas; MTL; Mirzoeff, Nicholas; Ross, Andrew; Saab, A. Joan; Sitrin, Martina (2013): Militant Research Handbook. New York, New York University.

Bourdieu, Pierre (1979): La distinction. Critique sociale du jugement. Paris, Les Éditiones de Minuit.

Chesters, Graeme (2012): Social Movements and the Ethics of Knowledge Production. In: Social Movement Studies, Vol. 11, No. 2, 145-160.

colectivo situaciones, übersetzt von Sebastián Touza und Nate Holdren (2007): Something More on Research Militancy: Footnotes on Procedures and (In)Decisions.. In: David Graeber, Stephen Shukaitis (eds.): Constituent Imagination: Militant Investigations/Collective Theorization. Oakland, Sage, 73-93. [Orig. Colectivo Situaciones (2004): Algo más sobre la Militancia de Investigación: Notas al pie sobre procedimientos e (in)decisions.

https://www.nodo50.org/colectivosituaciones/articulos_15.htm (zuletzt aufgerufen am 11.12.2019)).

colectivo situaciones, übersetzt von Nate Holdren und Sebastián Touza. Wivenhoe, Minor Compositions (2012[2002]): 19 & 20: Notes for a New Social Protagonism. [Orig. Colectivo Situaciones (2002): 19 y 20: Apuntes para el nuevo protagonismo social. Argentina]

colectivo situaciones, übersetzt von Sebastián Touza (2019): On the Researcher-Militant. In: Mark Cote, Richard Day & Greig de Peuter (eds.): Utopian Pedagogy: Radical Experiments Against the Neoliberal Globalization. Toronto, Toronto University Press, 186-200.

Croteau, David; Hoynes, William; Ryan, Charlotte (eds.) (2005): Rhyming Hope and History. Minneapolis, Minnesota University Press.

Dadusc, Deanna (2014): Power, knowledge und resistance in the study of social movements. In: Contention: The Multidisciplinary Journal of Social Protest, Vol. 1, No. 2, 47-60.

Daniel, Antje (2019): Ambivalenzen des Forschens unter (post-)dekolonialer Praxis. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Vol. 32, No. 1, 40-49.

Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1992[1980]): Tausend Plateaus. Übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Berlin, Merve Verlag. [Org. Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1980): Mille Plateaux. Paris, Les Éditions de Minuit.]

Descartes, René (2008[1641]): Betrachtungen über die Grundlagen der Philosophie. Übersetzt von Ludwig Fischer. Leipzig, Reclam-Verlag. [Org. Descartes, René (1641): Meditationes de prima philosophia. Michael Soly, Paris.]

della Porta, Donatella; Diani, Mario (2006[1999]): Social Movements. An Introduction, 2nd Edition. Malden, USA, Blackwell Publishing.

Dencik, Lina; Hintz, Arne; Carey, Zoe (2018): Prediction, pre-emption and limits to dissent: Social media and big data uses for policing protests in the United Kingdom. In: new media & society, Vol. 20, No. 4, 1433-1450.

Diefenbach, Aletta; Knopp, Philipp; Kocyba, Piotr; Sommer, Sebastian (2019): Politische Differenz und methodische Offenheit. Wie rechte Bewegungen erforschen? In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Vol. 32, No. 3, 458-469.

Dussel, Enrique (1993): Eurocentrism and Modernity (Introduction to the Frankfurt Lectures). In: boundary 2, Vol. 20, No. 3, 65-76.

Egbert, Simon; Krasmann, Susanne (2019): Predictive Policing. Eine ethnographische Studie neuer Technologien zur Vorhersage von Straftaten und ihre Folgen für die polizeiliche Praxis. Projektabschlussbericht. Hamburg, Universität Hamburg.

Exo, Mechthild (2017): Das übergangene Wissen. Eine dekoloniale Kritik des liberalen Peacebuilding durch basispolitische Organisationen in Afghanistan. Bielefeld, transcript Verlag.

Federici, Silvia (2012[2004]): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Übersetzt von Max Henninger. Wien, Mandelbaum Verlag. [Org. Federici, Silvia (2004): Caliban and the Witch: Women, the Body and Primitive Accumulation. New York, Autonomedia.]

Finkbeiner, Florian; Schenke, Julian (2018): Der Aktivist als „besserer“ Forscher? Göttinger Antwort auf Berliner Kritik. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Vol. 31, No. 3, 93-97.

Flacks, Richard (2005): The Question of Relevance in Social Movement Studies. In: David Croteau, William Hoynes & Charlotte Ryan (eds.): Rhyming Hope and History. Minneapolis, Minnesota University Press, 3-19.

Foltin, Robert (2015): Autonome Theorien – Theorien der Autonomen? Wien, Mandelbaum.

Fominaya, Christina F. (2019): Collective Identity in Social Movements: Assessing the Limits of a Theoretical Framework. In: David A. Snow, Sarah A. Soule, Hanspeter Kriesi & Holly J. McCammon (eds.): The Wiley Blackwell Companion to Social Movements, 2nd Edition. Hoboken, NJ, John Wiley & Sons Ltd., 429-445.

Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtsextremismus (2019): Warum Liebe kein Zufall ist und Rechtsextremismusforschung einer professionellen Distanz zu ihrem Gegenstand bedarf. <http://frauen-und-rechtsextremismus.de/2019/01/31/warum-liebe-kein-zufall-ist-und-rechtsextremismusforschung-einer-professionellen-distanz-zu-ihrem-gegenstand-bedarf/> (zuletzt aufgerufen am 06.02.2020).

Friedman, Steven (2015): Letter for Concern by Steven Friedman and Signatories. In: Politikon, Vol 42, No. 1, 129-131.

Fritz, Birgit (2013): Auf den Spuren des revolutionären Theaters von Augusto Boal zur autopoietischen Theaterarbeit ins 21. Jahrhundert. Dissertation, Universität Wien.

Garbe, Sebastian (2013): Das Projekt Modernität/Kolonialität – Zum theoretischen/akademischen Umfeld des Konzepts der Kolonialität der Macht. In: Sebastian

Garbe & Pablo Quintero (eds.): Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis. Münster, Unrast, 21-52.

Garelli, Glenda; Tazzioli, Martina (2013): Challenging the Discipline of Migration: Militant Research in Migration Studies, an Introduction. In: *Postcolonial Studies*, Vol. 16, No. 3, 245-249.

Germaná, César (2013): Eine Epistemologie der anderen Art. Der Beitrag von Aníbal Quijano in der Neustrukturierung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika. In: Sebastian Garbe & Pablo Quintero (eds.): *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, 71-92.

Gillham, Patrick (2011): Securitizing America: Strategic Incapacitation and the Policing of Protest Since the 11 September 2001 Terrorist Attacks: Strategic Incapacitation and the Policing of Protest. In: *Sociology Compass*, Vol. 5, No. 5, 636-652.

Gordon, Lewis R.; Gordon, Jane A. (2006): Not Only the Master's Tools: African American Studies in Theory and Practice. New York, Routledge.

Graeber, David; Shukaitis, Stephen (eds.) (2007): Constituent Imagination: Militant Investigations/Collective Theorization. Oakland, Sage.

Gramsci, Antonio (2012[1975]): Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, Band 4. Übersetzt von Klaus Bochmann (ed.) Fritz Haug (ed.), Ruedi Graf, Peter Jehle, Gerhard Kuck & Leonie Schröder. [Orig. Gramsci, Antonio (1975): *Quaderni del carcere*. Valentino Gerratana (ed.). Turin, Fondazione Instituto Gramsci.]

Grosfoguel, Ramón (2013): The Structure of Knowledge in Westernized Universities: Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century. In: *Human architecture*, Vol. 11, No. 1, 73-90.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, Vol. 14, No. 3, 575-599.

Hellmann, Kai-Uwe (1998): Paradigmen der Bewegungsforschung. Forschungs- und Erklärungsansätze – ein Überblick. In: Kai-Uwe Hellmann & Ruud Koopmans (eds.): *Paradigmen der Bewegungsforschung*. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag, 9-30.

Herkenrath, Mark (2011): Die Globalisierung der sozialen Bewegungen. Transnationale Zivilgesellschaft und die Suche nach der gerechten Weltordnung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.

Hunt, Scott A.; Benford, Robert D. (2004): Collective Identity, Solidarity, and Commitment. In: David A. Snow, Sarah A. Soule & Hanspeter Kriesi (eds.): The Blackwell Companion to Social Movements, 1st Edition. Malden, Blackwell Publishing, 433-457.

Jeyapal, Daphne (2016): From Activists to Terrorists: The Politics and Ethics of Representations of Resistance. In: Intersectionalities: A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice, Vol. 5, No. 1, 46-67.

Juris, Jeffrey S. (2007): Practicing Militant Ethnography with the Movement for Global Resistance in Barcelona. In: David Graeber & Stephen Shukaitis (eds.): Constituent Imagination: Militant Investigations/Collective Theorization. Oakland, Sage, 164-178.

Lawson, Hal A. (2015): Introducing Participatory Action Research. In: Hal A. Lawson, James C. Caringi, Loretta Pyles, Janine M. Jurkowski & Christine T. Bozlak (eds.): Participatory Action Research. Oxford, Oxford University Press, 1-34.

Le Bon, Gustave (1895): Psychologie de foules. Paris

Lewis, Adam G. (2012): Ethics, Activism and the Anti-Colonial: Social Movement Research as Resistance. In: Social Movement Studies, Vol. 11, No. 2, 227-240.

Luchies, Timothy (2015): Towards an Insurrectionary Power/Knowledge: Movement-Relevance, Anti-Oppression, Prefiguration. In: Social Movement Studies, Vol. 14, No. 5, 523-538.

Kerkeling, Luz (2003): ¡La Lucha Sigue! - Der Kampf geht weiter. Münster, Unrast-Verlag.

Kern, Thomas (2008): Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.

Leidinger, Christiane (2015): Zur Theorie politischer Aktionen. Eine Einführung. Münster, Edition Assemblage.

Massumi, Brian (2015): Ontopower: War, Powers, and the State of Perception. Durham, Duke University Press.

Maldonado-Torres, Nelson (2007): On the Coloniality of Being. In: Cultural Studies, Vol. 21, No. 2-3, 240-270.

Marcos, Subcomandante (1996): Fourth Declaration of the Lacandon Jungle. https://en.wikisource.org/wiki/Fourth_Declaration_of_the_Lacandon_Jungle (zuletzt aufgerufen am 22.01.2020)

- Marx, Karl; Engels, Friedrich (2014[1848]):** Manifest der Kommunistischen Partei. Stuttgart, Reclam. [Orig. Marx, Karl; Engels, Friedrich (1848): Manifest der Kommunistischen Partei. London, Bildungsgesellschaft fuer Arbeiter.]
- Mdlalose, Bandile (2014):** The Rise and Fall of Abahlali baseMjondolo, a South African Social Movement. In: Politikon, Vol. 41, No. 3, 345-353.
- Micus, Matthias (2019):** Bundesfachstelle für Linke Militanz: Über uns. unter <http://www.linke-militanz.de/ueber-uns/> (zuletzt abgerufen am 16.11.19)
- Mignolo, Walter D. (2000):** Local Histories/Global Designs. Princeton, Princeton University Press.
- Mignolo, Walter D. (2007):** Delinking. In: Cultural Studies, Vol. 21, No. 2, 449-514.
- Mignolo, Walter D. (2011a):** Geopolitics of Sensing and Knowing: on (De)coloniality, Border Thinking and Epistemic Disobedience. In: Postcolonial Studies, Vol. 14, No. 3, 273-283.
- Mignolo, Walter D. (2011b):** The Darker Side of Western Modernity. Durham, Duke University Press.
- Mignolo, Walter D.; Walsh, Catherine E. (2018):** On Decoloniality. Durham, Duke University Press.
- Motta, Sara C. (2011):** Notes Towards Prefigurative Epistemologies. In: Sara C. Motta & Alf G. Nielsen (eds.): Social Movements in the Global South. Basingstoke, Palgrave Macmillan, 178-199.
- Motta, Sara C.; Nielsen, Alf G. (2011):** Social Movements in the Global South. Basingstoke, Palgrave Macmillan.
- No-ifd (2018):** Das ist keine Wissenschaft – Das ist Spitzelei. Unter <https://noifd.noblogs.org/> (zuletzt abgerufen am 16.11.19)
- Opp, Karl-Dieter (2009):** Theories of Political Protest and Social Movements. New York, Routledge.
- Peritore, N. Patrick (1990):** Reflections on Dangerous Fieldwork. In: American Sociologist, Vol. 21, No. 4, 359-372.
- Poulson, Stephen C.; Caswell, Cory P.; Gray, Latasha R. (2014):** Isomorphism, Institutional Parochialism, and the Study of Social Movements. In: Social Movement Studies, Vol. 13, No. 2, 222-242.

Quijano, Anibal (2000): Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America. In: *Nepantla: Views from the South*, Vol. 1, No. 3, 533-580.

Quijano, Anibal (2007): Coloniality and the Modernity/Rationality. In: *Cultural Studies*, Vol. 21, No. 2-3, 168-178.

Quintero, Pablo (2013): Entwicklung und Kolonialität. In: Lukas Schmidt & Sabine Schröder (eds.): *Entwicklungstheorien*. Wien, Mandelbaum, 360-382.

Rammstedt, Ottheim (1978): Soziale Bewegung. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Rancière, Jacques (2010[1983]): Der Philosoph und seine Armen. Übersetzt von Richard Steurer. Wien, Passagen Verlag. [Orig. Rancière, Jacques (1983): *Le Philosophe et ses pauvres*. Paris, Fayard.]

Routledge, Paul (2009): Toward a Relational Ethics of Struggle. Embodiment, Affinity, and Affect. In: Randall Amster, Abraham DeLeon, Luis A. Fernandez, Anthony J. Nocella II & Deric Shannon (eds.): *Contemporary Anarchist Studies*. Abingdon, Routledge, 82-92.

Rucht, Dieter (1997): Modernisierung und neue soziale Bewegungen. Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Frankfurt am Main, Campus.

Rucht, Dieter (2011): Stand der Forschung zu sozialen Bewegungen. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*. Vol. 24, No. 3, 20-47.

Russel, Bertrand (1973[1950]): Unpopuläre Betrachtungen. Übersetzt von Ernst Doblhofer. Zürich, Europa Verlag. [Orig. Russel, Bertrand (1950): *Unpopular Essays*. London, George Allen & Unwin.]

Said, Edward (2003[1978]): Orientalism. London, Penguin Group. [Orig. Said, Edward (1978): *Orientalism*. Abingdon, Routledge.]

Smith, Linda T. (2012[1999]): Decolonizing Methodologies. London, Zed Books. [Orig. Smith, Linda Tuhiwai (1999): *Decolonizing Methodologies*. London, Zed Books.]

Snow, David A./Benford, Robert D. (1988): Ideology, Frame Resonance, and Participant Mobilization. In: Bert Klandermans (eds.): *International Social Movement Research*. JAI Press, Greenwich, Vol. 1, 197-217.

Snow, David A.; Soule, Sarah A.; Kriesi, Hanspeter; McCammon, Holly J. (2019): *The Wiley Blackwell Companion to Social Movements*, 2nd Edition. Hoboken, John Wiley & Sons Ltd.

- Starodub, Alissa (2019):** Unterwegs Richtung horizontaler Forschung. Präfigurative Epistemologie und Positionierung der Forschenden. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, Vol. 32, No. 1, 78-83.
- Steyn, Ibrahim (2016):** Intellectual Representations of Social Movements in Post-apartheid South Africa: A Critical Reflection. In: *Politikon*, Vol. 271-285.
- Swain, Dan (2019):** Not Not but Not yet: Present and Future in Prefigurative Politics. In: *Political Studies*, Vol. 67, No. 1, 47-62.
- Teitelbaum, Benjamin R. (2019):** Collaborating with the Radical Right. In: *Current Anthropology*, Vol. 60, No. 3, 414-435.
- Teune, Simon (2008):** „Gibt es so etwas überhaupt noch?“ Forschung zu Protest und sozialen Bewegungen. In: *Politische Vierteljahresschrift*, Vol.49, No. 3, 528-547.
- Teune, Simon; Ullrich, Peter (2018):** Protestforschung mit politischem Auftrag? In: *Forschungsjournal Soziale Bewegung*, Vol. 31, No. 1-3, 418-424.
- Tilley, Lisa (2017):** Resisting Piratic Method by Doing Research Otherwise. In: *Sociology*, Vol. 51, No. 1, 27-42.
- Tilly, Charles (1978):** *From Mobilization to Revolution*. New York, Random House.
- Ullrich, Peter (2019):** Protestforschung zwischen allen Stühlen. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, Vol. 32, No. 1, 29-40.
- Walsh, Shannon (2015):** The Philosopher and His Pool: The Poor-Black as Object for Political Desire in South Africa. In: *Politikon*, Vol. 42, No. 1, 123-127.
- Weber-Pillwax, Cora (2001):** What is Indigenous Research? In: *Canadian Journal of Native Education*, Vol. 25, No. 2, 166-174.
- Yates, Luke (2015):** Rethinking Prefiguration: Alternatives, Micropolitics and Goals in Social Movements. In: *Social Movement Studies*, Vol. 14, No. 1, 1-21.
- Zajak, Sabrina (2018):** Engagiert, politisch, präfigurativ - Das Selbstexperiment als transformative Bewegungsforschung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, Vol. 31, No. 4, 98-105.

8.1. Links

<http://www.isb.ruhr-uni-bochum.de/isb/index.html.de> Institut für soziale Bewegungen, Ruhr-Universität Bochum (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

<https://protestinstitut.eu/> Institut für Bewegungs- und Protestforschung (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

<https://www.campact.de/campact/> NGO Campact (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

<https://www.interfacejournal.net/who-we-are/mission-statement/> interface Journal (zuletzt abgerufen am 20.02.2020)

<https://ceasefiremagazine.co.uk/messiness-motherhood-marketised-university/> Sara C. Motta – Beautiful Transgressions, Ceasefire Magazine (zuletzt aufgerufen 20.02.2020)

8.2. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Kolonialität/Modernität. (Eigene Darstellung)	32
Abbildung 2: Idee der Transmoderne nach Dussel (2013: 169)	36
Abbildung 3: Kolonialität/Modernität/Transmoderne. (Eigene Darstellung)	39
Abbildung 4: Idealtypische Bewegungsforscher*innen (Ullrich 2019: 30)	57
Abbildung 5: Kolonialität/Modernität. (eigene Darstellung).	64
Abbildung 6: Idee der Transmoderne nach Dussel (2013: 169)	65
Abbildung 7: Ausschnitt aus dem Inhaltsverzeichnis dieser Masterarbeit. (Eigene Darstellung)	72
Abbildung 8: Rhizomatische Darstellung des Inhalts der Masterarbeit.(Eigene Darstellung)	73